

OMNIBUS.

Volks- und Familienblatt,
erscheint jeden

Sonntag Morgen.

Enthält außer zwei spannenden

Romanen.

aus dem Reich der romanistischen

Schriftsteller eine reiche Auswahl

von unterhaltendem Lesehoff,

eine Uebersicht der

wichtigsten Neuigkeiten

der Woche.

Politi- und neueste Nach-

richten, Wochen-Rund-

schau etc.

Bedingungen:

Preis der Post:

\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:

25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square

von 10 Zeilen Komparteil

für jedwede Anzei-

tion \$1.00

Der Omnibus und das wö-

chentliche Volksblatt, durch die

Post, zusammen nur \$4.00

Der Omnibus und das halb-

wöchentliche Volksblatt, durch die

Post, zusammen nur \$5.00

Der Omnibus und das täg-

liche Volksblatt, durch die Post,

zusammen nur \$9.00

Man adressire gef.

W. Krippenstapel,

Louisville Ky.

Jahrgang 2.

Nummer 43.

OMNIBUS.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 18. Oktober 1868.

Das tägliche

Louisville Volksblatt,

erscheint jeden Morgen und enthält

alle die neuen Nachrichten ein-

schließen in deutscher Be-

deutung. Es kostet, frei in's

Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche 15 Cents.

3 Monate per Post \$2.00

6 Monate " " 4.00

1 Jahr " " 7.50

Das halbwöchentliche

Louisville Volksblatt,

erscheint jeden Mittwoch und

enthält alle die neuen Nachrichten

in deutscher Bezeichnung und

enthält eine sorgfältig gearbeitete

berichtet. Der Preis dieses

Blattes ist in unbefragter

Vorauszahlung

6 Monate 75 Cents.

1 Jahr 1.50

Einzelne Nummern — .05

Anzeigen für dasselbe finden

billige Aufnahme.

Nach Deutschland

verleihen wir das wöchent-

liche Volksblatt (wobei

wir die Frachtkosten befragen)

1 Jahr \$5.00

6 Monate 2.50

3 Monate 1.25

Einzelne Nummern — .10

Ein historischer Toast.

In Chalons bei der Tafelrunde,
Sah Louis mit seinen Riden,
„Messieurs, laß euch den Wein von Bur-
gund
Und der Champagne schmecken!“

Ein solches Wort, zu solcher Zeit,
Sie ließen sich zweimal nicht sagen;
Die Herren thaten weder Bescheid
Und tranken mit Lust und Behagen.

Und der Kaiser sah's und lächelte drein,
Und strich sich schmunzelnd den Knebel:
Vraiment, sie verstehen sich auf Wein
Wie auf Chassapott und Sabel.

Und als sie einer ganzen Armee
Von Flaschen die Hälse gebrochen,
Da hob der Kaiser das Glas in die Höh,
Und also hat er gesprochen:

„Das ist ein Glas von dem edlen Rhein,
Ich weiß, der wird euch munden;
Ihr habt, bei Gott, keinen bessern Wein
Auf unsern Bergen gefunden.“

Hürwahr, das wäre ja wie beherzt,
Gelang es nicht meinen Offizieren,
Den edlen Wein mit dem Land, wo er
Wächst,
Unserm Frankreich zu annectiren.“

Das war ein Jubel, das Wort schlug ein,
Es fluthete Herz und Flanke;
Ein Jeder hatte im Kopf den Wein,
Ein Jeder den Rhein—in der Tasche.

(Fortsetzung 1869.)

Und wieder sitzt an der Tafelrunde
Der Kaiser mit seinen Lieben;
Er ließ, was des Jahres Griffeel bunt
Ihm ins Gehirn geschrieben.

Es fliegen über das falkige Gesicht
Die Schatten tiefer Trauer;
Er trinkt, doch der Rheinwein mündet ihm
Nicht:

Die Trauben waren sauer!

Isabelle.

Wenn der Apfel reif am Stamme,
Fällt er, wie bekannt ist, ab:
Nimm's ad notam Dir u. schramme,
Nach Dich zeitig auf den Trab!

Reife Schönheit, reife Pflanze,
Sieh, drum geh's mit Dir bergab;
Bald, o reife Pommeranze,
Weht ein Wind, und Du fällst ab!

Reif bist Du, und reif nicht minder
Ist Dein ganzer, alter Stamm,
Unreif freilich Deine Kinder,
Nimm sie auch nur mit und schramm!

Schramme ab, so lang noch flüchtig
Deine Reife fassig lacht,
Du bist reif, — gib Acht, daß nicht Dich
Erst die Zeit noch madig macht!

Der verhängnißvolle Art. V. des Prager Friedens.

Preußen stellte als Versucher
Eines Ausgleichs Lotbar Bucher;
Aber Dänemark's von Quade
Sitzt das ganze Jahr im Bade,
Und so bleibt Artikel V.
Immer offen noch zu läuf-
tiger Unterhandlung und.....
Doch ich halt' zur Zeit den Mund!

Verwechslung. Engländerin (in ei-
nem Gasthof): „Oh, oh-oui heißt Das?
— Diese Ding?“

Gastwirth: „Mißady meinen wohl
diese Wendel- oder Schneppentreppe?“
Engländerin: „O yes, — Schneppen-
tred! — Sehr schön, sehr gut — dieser
Schneppentred!“

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unsern Special-Cable.)

Louisville, 13. October. Sechs
Knallerbsen verkündeten heute den Ken-
tuckiern die „Siege“ in Pennsylvanien,
Ohio und Indiana. Die Wirkung der
Explosion war so furchtbar, daß sämt-
liche Republikaner sich auf den Kopf stell-
ten und an den Beinen Jähndchen befestig-
ten. Die Demokraten aber fielen platt
auf die Nase.

Louisville, 14. Octbr. Profes-
sor Krent hat heute den Courier erdrof-
felt, weil derselbe im Solde der Republi-
caner stehen soll.

Louisville, 14. Octbr. (später)
Professor Krent hat sich einen chinesischen
Stinktopf gekauft. Er will die Radica-
len tod tödlich machen.

Louisville, 14. Octbr. (noch spä-
ter) Dem Professor Krent ist heute ein
entsprechendes Unglück passiert. Der bereits
erwähnte Stinktopf explodirte in seiner
Tasche. Wo der Professor sich jetzt, hört
man nur wildes Gekrei nach Räucher-
kerzen.

Louisville, 14. Octbr. [Immer
noch später]. Professor Krent will eine
„Radical“ Cour mit sich vornehmen las-
sen. Er verschlingt jeden Tag drei Em-
pleure des Louisville Volksblatts. Seit der
Zeit soll er etwas vernünftiger geworden
sein.

Louisville, 15. Octbr. Allge-
meine Völkerverwanderung nach dem Salz-
stufte. Schwarze Ibranlampen sieht man
im Zuge. Freund Göpper hat sich bei-
nahe die Augen aus dem Kopfe gemeint.
Die Republicaner illuminiren, aber in
ihren Köpfen.

Louisville, 15. Octbr. Heute
las Jemand die „Einzig“. Plötzlich
wurden seine Kleider feucht, es wurde im-
mer nasser und schließlich schwamm der
Anglückliche in einem Meere, in dem er
sicherlich umgekommen wäre, wenn nicht
mehrere Radicale sich seiner erbarmt und
ihn an's Land geschleppt hätten. Hier
begann man sofort, den bedauernswürthen
Mann auszuräumen und hing ihn an ei-
nen Strich, der ursprünglich für Jeff.
Davis bestimmt war, zum Trocknen. Nach-
dem man ihm eine Grant-Cigarre appli-
cirt hatte, konnte er wieder athmen. Die
Bewohner unserer Stadt sind entsetzt,
daß der wägrige Lesehoff der „Einzig“
ein solches Unglück angerichtet hatte.

Dlymp, 14. Octbr. [Der Stern-
schuppe]. Apollo hat einen Seymour-
Marisch komponirt. Die „Einzig“ sagt,
das sei eine gemeine Lüge.

Spanien, 15. Octbr. Ein Mensch
auf dem Thron! Das ist wieder unsere
Hoffnung, trotzdem es bis jetzt unser Le-
ben war.

München, 15. Octbr. Der Mini-
ster Hohenlohe hat einen norddeutschn-
lichen Schlaganfall gehabt. Die ganze
linke Seite ist gelähmt.

Prag, 15. Octbr. Die Brochüre des
Kurfürsten beginnt mit den Worten:
„Preußen hat frecher Weise meine gött-
liche Sendung übernommen. Es hat das
Recht mit Füßen getreten.“

Paris, 16. Octbr. Von verschiede-
nen Depeschirten sind hier gestern wieder
2 Millionen Franc. Kriegsgeld ange-
kommen.

Madrid, 15. Octbr. Auf die An-
frage an Garibaldi, ob er sofort nach
Madrid kommen und Präsident der Repu-
blik Spanien werden wolle, traf heut
folgende Antwort ein: „Wenn Ihr so-
fort alle eure Mäuler nach Caparra bringt:
ja!“

Salizien, 16. Octbr. Wir wollen
einen politischen Reichstag haben! Des-
halb muß in Salizien aufgehen! Sonst
haben wir keine Schmerzen als russische.

Schloß Pau, 16. October. Ein
hier heut eingetroffenes Telegramm lautet:

Kommst nach Spanien, Königin, Du,
Dann bist Du gemacht!
Rette dich, wohin Du
Unser Geld gebracht!



Frige: Du Johann, hast et schon je-

bört?

Johann: Na, wat denn?

Frige: Ja, id meene man bloß. Weeste,

id mag et Dich jarnich sagen; et is

wat Unanständiges.

Johann: Schieß man los; id werde

nich gleich ohnmächtig werden!

Frige: Na, denn paß uf. Wie id

bat Item in die Cenzige über den

Mist las, da habe id fürchterlich

Leibschmerzen jefriegt u. denn, weeste

Johann: Wenn Du nich gleich stille

bist, dann haue id Dir Gene. Du

unstilllicher Mensch Du!

Johann: Hurrah vor Grant!

Frige: Hurrah vor Seymour!

Johann: Rindvieh Du!

Frige: Esel Du!

(Beide prügeln sich.)

Johann: Du Frige, jehauen haben

wir uns jetzt, id denke, et is besser,

wir einigen uns, daß der erste, der

den andern noch einmal seine Voll-
tit in't Gesicht schreit, zur Strafe

acht Tage hinnereinander den poli-
tische Theil von die Cenzige zu lesen

hat.

Frige: Is mir recht. Aber jetzt soll

mir der Teibel holen, wenn id noch

eenmal Hurrah vor Seymour schreie.

Die Königin von Spanien

wird von den Unterzeichnetes dringend ge-
beten, ihr Aufgesammelten in der Londo-
ner Stockbörse persönlich in Empfang zu
nehmen.

Viele Millionen Europäer.

Verschiedene Anschauung!

Franzose. Schuld an Krieg u. Noth
und Schulden.
Sind die Völker nie!

Schwizer. Nicht die Völker? Wie?

Just die Völker! Wie sie — dulden.

An Aukria und Hungaria.

Ich sei, gewährt mir die Bitte,

In eurem Bunde der Dritte!

Polonia Lembergensis.

Multae sunt causae bibendi.

Der vielerfahr'ne Doktor Schwanf
Trinkt niemals ohne Grund. Er trant
Im 12. Jahr, mit Andern sich zu messen,
Im 20. Theresen zu vergessen,
Im 30. aus Amtsverdruß,
Im 40. für schwachen Magen,
Im 50. aus Wohlbehagen,
Im 60. ist's nur ein Muß,
Und Du, mein lieber Freund, nun spiegle
Dich daran,
Beden', daß man zum Trinken oft Ur-
sach' haben kann.

Abkühlung. „Theuerstes Fräulein!
Jeden Abend, den Ihre Kunst dieser Stadt
schenkt, siße ich berauscht zu Ihren Fü-
ßen!“
„Mein Gott! Wird Ihnen denn da
nie übel?“

Frauen-Gedächtniß. Das Gedäch-
niß der Frauen ist curios: An den er-
sten Liebhaber denken sie nach dreißig Jah-
ren noch, den lezten vergessen sie in drei
Tagen.

Komische Anzeigen.

Einen eben so originellen Druckfehler
enthält das unlängst erschienene „Dichter-
buch aus Oesterreich“ in welchem A.
Pichler in einem Epigramm, das die Vor-
züge des Südens und Nordens gegenein-
ander hält, sagt:

„Syrischer Salben Gedult spendet der
nordische Speiß.“

Der Leser wußte ohne Zweifel nicht,
daß der Speiß eine herrlich duftende, rei-
zende Alpenblume ist; der Corrector wußte
es ebenso wenig und der Herausgeber noch
weniger. So kam es, daß man jetzt den
oben citirten Vers im Dichterbuch in fol-
gender Gestalt liest und anhaut:

„Syrischer Salben Gedult spendet der
nordische Sped.“

Für den Dichter gewiß ein höchst fata-
ler Druckfehler!

Im Interesse eines jeden Käufers
Ausverkauf in schwarzen braunen und
grauen Zuckern. Wegen Vergrößerung
meines Damenlagers werde den ganzen
Vorrath u. s. w. ausverkauft, bei Ab-
nahme von halben und ganzen Stücken
sehr billig.

Zur Beachtung! Ich erlaube
mir meinen verehrten Freunden und Gön-
nern mittheilen, daß meine Frau seit ei-
nem Jahr von ihrer so langen und harten
Krankheit erlöst und völlig hergestellt ist
und bitte ich dieselben freundlichst um den
früheren geneigten Zuspruch meines Ge-
schäftes.

Eingesandt. Es ist traurig
für einen Mann wegen Profession und
Kinder keine Wohnung zu finden, der
schon seit dem Jahre 1700 von hier
stammt. W. Reimayer, Heidelberg-
gerstraße Nr. 7.

In der Dresdener Z. vom 24. Mai
1868 liest man folgenden Nachruf:
„Der Entschlafenen Thoni Tho-
mae.“

Treu und Fleiß
Heißt Ehrenpreis.
O welch ein Schred
Nach Himmelmwärts
Im Engeln zu erscheinen,
Die Eltern dich beweinen.

Von einem Freund.
„Echt schwedisches Schel-
lengelaßt. Diese Metall-Mischung
ist vorigen Winter von mir zuerst erfun-
den worden, und hat den Beifall der Hö-
sten und Allerhöchsten Herrschaften gefun-
den; da mein unermüdet Geist indessen
nie ruht, so habe ich noch einige Versuche
damit angestellt. Sie fielen folgend aus:
Erster, den Klängen der Saiteninstrumente
sich nähernd, den tiefsten Ton entwickelnd.
Zweiter, voll, nicht scharrend, dem Glas-
lange sich nähernd, sehr rein. Dritter,
größte Hülle darbietend, den Glascheiben-
tönen ähnelnd. Nun bleibt mir
zu wünschen nichts übrig, als recht viel
Käufer, 50 Paar sind in jeder Stunde um
jeden Preis zu haben, a 3 — 4 Hlr. in
natur zu kaufen in der Metall-Fabrik bei
F. A.

Eine Material-Handlung ist billig
zu vermieten, wo aber das Repostorium
gekauft werden muß auch zu ein Vikua-
lien-Geschäft passen, ist indessen auch
nebst Tabagie zu überlassen. Mehreres
Kanonierstr. 26 bei W. H.

Wenn einem einzelnen ohne Ge-
räuch liebenden Mann mit gemeinschaft-
licher Mietung eines einzelnen Mannes
an ein Logis par terre gedient ist, wo
derselbe auch keine Möbel braucht, so er-
fährt er das Nähere im Intell.-Comp-
toir.

Leipziger Tageblatt, 27. Sept.
1862:

Es kommen unter sub Num. I. die
Stimmberechtigten, die nach § 55 des
Wahlgesetzes auch zur Ernennung als
Wahlmänner berechtigt sind, und sub
Num. II. die übrigen Stimmberechtig-

ten, hingegen enthält die Liste B. die zu
den städt. Abgeordneten Wahlbaren.“
(Vies Wählbaren.)

Am 10 Febr. d. J. Vormittags 11
Uhr sollen zu Neu-Riep bei Wriegen im
Schulzengerichte ein rothgelber Ochse, ein
Mahagoni-Pianino und zwei Tonnen
gefahener Heringe meistbietend verkauft
werden.

Une jeune fille de 22 ans, à son
premier lait, désirait trouver un nou-
rissant, elle est très au fait de ce ge-
nre de soino, ayant déjà nourri plu-
sieurs enfants. Elle donnera sur sa
conduite et sur ses mœurs toutes ren-
seignements qu'on pourrait désirer.

Ein weiblicher Bauernzang und ein
gutes Bett sind zu vermieten Köllner
Burgthor No. 12.

Une jeune person de province,
agée de 17 ans, d'un physique agréa-
ble, d'une taille avantageuse et d'une
modessie extrême, voudrait se placer
auprès d'un homme seul. Elle a d'ex-
cellents certificats: de tous les ma-
tres qu'elle a déjà servis. Son adresse
est chez M. Dutilleul, sage femme,
rue des blancs manteau.

Ein massiv gebautes, neues Haus
zu allen Gewerben passend, mit Remisen,
Stallung, Boden, Hof und Garten ist we-
gen Altersschwäche zu verkaufen.

Im kleinen Monteur fand sich un-
längst Folgendes:

Mademoiselle Moreau, 28 Jahre alt,
wünscht eine Stelle, sie kann Alles, leistet
Sicherheit und wohnt Rue gusscarde
Nr. 23.

In R. findet sich folgende Grab-
schrift:
„Wanderer, der du allhier vorüber gehst
geh!“

Und an diesem Grabmal bleiben steht,
Hier liegt Caspar Balthasar Melcher
Ein Schneidergeselle gewesen ist welcher.“

Ein Gastwirth in F. machte be-
kannt:

„Die geehrten Gäste müssen, nachdem
sie getrankt haben, das Geld an den betref-
fenden Mustus dafür abgeben, widrigen-
falls dadurch Streit entsteht und es Ir-
thum giebt, wenn verkannte Personen dazu
aufgefordert werden.“

Grabchrift:
„Hier Wanderer, liegt ein müder ird'ner
Topf
Der Auferstehung harrend still in Scher-
ben.“

Hier mußte Herr Magister Heinrich Knopf
In dunkler Erd ein Knopfloch sich erwer-
ben!“

In der Kleinen F. — Straße steht
auf einem Schilde:

„Drechslerfabrik.“

In der Jägerstraße in Berlin war
an einer Hausthür zu lesen:

„Der Eingang zu den westpälischen
Schinken ist hin- und geradezu.“

An einem Garten stand:
„Jeder der die Blumen abpflückt, darf
nicht herein.“

Unfern einem Städtchen in der Ufer-
mark ließ man auf einem Wegweiser:
„Dieser Weg geht hinten durch nach
S. — and darf nicht betreten werden.“

Vorthell treibt's Handwerk. „Ach,
lieber Mann, was macht Ihr denn hier?“
„Wissen S., daß man a Paar Scheer-
maus, a Mandl und a Waibe, und die
will i grob einsephen, damit 's recht viel
Junge gib!“

Aber um Gotteswillen, andere Leut'
bringen diese schändlichen Thiere um und
Ihr wollt sie gar besitzentlich vermehren.“
„Wissen S., die Sach' is a so, i bin
schon etliche Jahre die Scheermausfänger
und krieg von jeder gefangenen Scheer-
maus 3 kr. Wenn i mit für an or-
dentlichen Zügel (Nachzucht) sorgen that,
war schon lang kein Scheermaus mehr in
der ganzen Gegend und mit mein Geschäft
war's schon längst an. So is d' Sach'.“

Die dreifache Strafe.

(Fortsetzung.)

„Ja, Mutter es ist zu ändern. Laß uns umkehren, das Geld zurückgeben, die Strafe des Richters auf uns zu nehmen. Wir entgehen dann jeder anderen Strafe; wir haben uns mit dem stillen Bewußtsein der Menschen ausgesöhnt, selbst mit unserem eigenen, unserem Gewissen. Komm, Mutter.“

Konnte die Mutter? Konnte das verdorbene, selbstmüthige, verbrecherische Weib irgend ein Opfer bringen? Auch dem Glücke ihres Kindes? Sie erschrad. Kein Schatten von Mitleiden war mehr in ihrem Innern. Er hatte ja auch wohl nur wie ein flüchtiger Schatten ihr verbärtes Herz durchzogen.

„Bist Du von Sinnen, Anna? Wir sollten für nichts und wieder nichts auf eine Reihe von Jahren in das Zuchthaus wandern.“

Das war ihre einzige Antwort.

„So muß ich mit Dir zu Grunde gehen, durch Dich,“ seufzte die Tochter.

Sie sprach nicht mehr.

Die Mutter wollte beginnen zu triumphiren.

Aber kann der Mensch über das Recht triumphiren?

Nur zu oft klagt die Welt.

Sie klagt damit die Vorsehung an. Der kurzschichtige Mensch die Vorsehung! Weil er die Strafe nicht sieht, so meint er, sie sei nicht da. Freilich, wenn die Strafe des bürgerlichen Richters die alleinige wäre! Aber nein, sie sieht ja nur; sie versteht, wenn auch nicht immer mit den Menschen, doch mit dem eigenen Bewußtsein.

Die Sonne war höher am Himmel emporgestiegen. Sie beschien hell und klar eine weite, furchtbare Ebene. In diese Ebene fuhr der Wagen aus dem wilden, waldigen Gebirge hinunter.

In nicht weiter ferne lag zwischen Gärten und unter Pappeln und Obstbäumen freundlich eine kleine Stadt.

„Dort werden wir ein halbes Stündchen anhalten,“ sagte der Kutscher.

„Nur noch eine halbe Stunde!“ sagte die Dame. „Es ist noch früher Morgen.“

In dem Wirthshause hinter und werden sie kaum aufgestanden sein. Um den Todten hat sich in der Nacht Keiner mehr bekümmert. Erst jetzt werden sie wieder zu ihm gehen. In einer Stunde vielleicht erst nach der Brieftasche suchen.

Und wenn sie die auch nicht finden! Sie denken, er hat gar keine gehabt. Und wenn sie das auch nicht denken, wie könnte der Verdacht auf uns fallen? Die konnten sie gar sogleich und verfolgen wollen? Wir sind frei! Mit dem Gelde!“

„Sieht man die Grenze hier?“ mußte sie dennoch den Kutscher fragen.

„Sie zieht sich jenseits des Städtchens mitten durch die Feldflur.“

Es war ihr doch, als wenn sich ein Stolz durch ihr Herz ziehe. Feldflur und Grenz lagen so naht und nah und offen da.

Der Wagen rollte weiter in die Ebene hinein, dem Städtchen zu.

Er erreichte das Thor, die Straßen.

Es war nach der Uhr auf dem Kirchthurme fünf Uhr Morgens.

Für die Bewohner des Landstädtchens war es keine frühe Stunde mehr. Alles war schon auf, an seiner Arbeit, auf den Straßen, an den Fenstern.

Die Dame mußte die Gesichtsmaske. Sie sahen gleichgültig den Wagen vorbeifahren.

„Hier ist noch keine Nachricht gekommen. Sie wäre ein Ereigniß gewesen. Jedermann hätte sie erfahren. Man würde uns mit Mißtrauen betrachten.“

Sie beruhigte sich. Die Angst hatte sie also nicht verlassen. Trop allem nicht verlassen. Sie sollte, sie konnte sie auch ferner nicht verlassen. Die Strafe des Gewissens! hatte die Tochter gesagt.

Der Wagen fuhr an dem Wirthshause des Städtchens vor.

Sie traten in das Haus, in die Wirthshaus. Nur der Wirth war darin. Er empfing sie höflich, freundlich.

„Wir sind hier sicher. Keine Gefahr droht uns mehr. Endlich wird mich doch auch diese Angst verlassen.“

Sie mußte an das Fenster treten, um jeden Menschen anzusehen, der vorbei kam, um nach dem Kutscher, der unter dem Fenster seine Pferde fütterte, auszufragen, ob er bald fertig sei. Sie erbebte, wenn ein Vorübergehender nach dem Wagen, nach den Pferden sah.

Sie flog von dem Fenster zurück. Ein Gensdarm kam auf der Straße vorbei. Er transportierte zwei Gefangene, einen Mann und eine Frau. Sie waren vermittelst einer eisernen Stange zusammengegeschlossen. Die Menschen auf der Straße blieben stehen, sie schauten an, ihnen nachzublicken. Der Mann schlug die Augen nieder; die Frau sah frech lachend die Menschen an.

Auch der Wirth war an das Fenster getreten.

„Das sind ein paar freche Diebe,“ theilte er mit. „Besonders die Frau. Sie haben hier in der Nachbarschaft auf den Dörfern viele Diebstehle verübt. Sie werden jetzt zu dem Criminalgericht transportirt.“

Es ist drei Meilen von hier entfernt. Aber was ist dem Gräulein? Sie wird so weiß. Sie fällt doch nicht in Ohnmacht!“

Anna Eisenhart—sie hatte in der Angst, von der sie verhebt wurde, kaum den Wagen verlassen können. Sie hatte dann nicht gewagt, den Blick zu erheben, einen Laut von sich zu geben, wie wenn Alles sie als Diebin verrathen müßte. Sie hatte sich stumm in einen Winkel der Stube gesetzt. Die Mutter hatte sie aufgefordert, von dem Frühstück zu verzehren. Sie hatte gemeint, Gift zum Munde zu führen. Und doch konnte sie vor Ermattung und Erschöpfung sich kaum mehr aufrecht halten.

Sie zuckte zusammen, als sie ihre Mutter von dem Fenster zurückfliegen sah. Sie mußte auffpringen, als der Wirth von den beiden Diebin erzählte. Ihr Blick fiel unwillkürlich durch das Fenster. Sie sah das gefesselte Verbrecherpaar. Sie sank mit einem Schrei auf ihren Sitz zurück. Sie war kreideweiß geworden. Sie war wirklich einer Ohnmacht nahe.

„Meine Tochter hat schwache Nerven,“ sagte die Mutter. „Anna, willst Du nicht etwas genießen? Das haben hat Dich angegriffen. Du mußt Dich stärken.“

Das Mädchen schüttelte schweigend den Kopf.

Die Mutter sollte selbst einer Ohnmacht nahe kommen.

Die Thür der Wirthsstube öffnete sich. Ein Fußreisender trat ein, ein Bürger oder Landmann aus der Nachbarschaft.

Der Wirth kannte ihn.

„Woher schon so früh?“

„Aus—drüben vom Gebirge.“

Die Frau mußte sich gewaltsam halten, um nicht umzufallen.

Der Mann hatte den Namen der Stadt genannt, aus der sie mit ihrer Tochter kam, in der sie den Diebstahl verübt hatten.

„Aber der Mann muß vor uns da fortgegangen sein“, suchte sie ihre Angst zu beruhigen. „Wir fuhren im Wagen, er hat den Weg zu Fuß gemacht.“

Sie hatte sich getäuscht.

„Sie sind die Nacht durch gegangen?“ fragte der Wirth weiter.

„Zeit halb zwei Uhr früh.“

„Da haben Sie tüchtig marschirt.“

„In vier Stunden kann man, gerade zu durch das Gebirge, den Weg bequem machen. Der Fahrweg ist drei Stunden länger.“

Der Reisende erzählte von selbst weiter:

„In dem Städtchen paßte gerade eine curiose Geschichte, die mich aufhielt. In dem Gasthose zum Falken—“

Die Mutter mußte sich krampfhaft halten. An dem ganzen Körper der Tochter zitterten Nerven und Muskeln. Hätte sie den dichten Schleier nicht über das Gesicht gezogen, man hätte ein Todtengesicht sehen müssen.

„In dem Gasthose zum Falken lag schon seit mehreren Tagen ein Fremder krank. Er hatte sehr viel Geld bei sich. Gestern Abend, es war schon in der Nacht—habe er. So hatten die Leute in dem Gasthose gemeint, und sie hatten den Menschen, den sie für eine Leiche hielten, allein gelassen. Auf einmal—“

Die Mutter hatte alle ihre Kraft zusammengenommen. Sie hatte nur noch einen Gedanken: Fliehen! Er gab ihr Kraft, er erhöhte sie. Drei Stunden war der Weg, den sie genommen hatte. Schon war die Kunde von ihrem Verbrechen hier, in dem nämlichen Zimmer mit ihr. Konnte sie nicht in jeder Minute, in jeder Stunde die Häuser erwarten? Ja, brachte der Reisende nicht auch die Beschreibung der Verbrecherinnen mit. Noch hatte er sie nicht angesehen. Wie, wenn sein Blick auf sie fiel, auf sie, auf ihre Tochter? Die Diebinnen waren eine Mutter und Tochter gewesen; wohl gekleidet; Sie waren in einer Lohnfuhr abgefahren.

Fliehen! Nur Fliehen! war ihr Gedanke.

Sie sah zum Fenster hinaus. Der Kutscher hatte eine halbe Stunde halten wollen. Die halbe Stunde war um. Aber er war noch nicht fertig.

Fliehen! Fliehen!

Sie trat zu ihrer Tochter, die wie in den Zuckungen des Todes da lag.

„Komm, Anna.“

„Ich kann nicht, Mutter.“

„Ich beschwöre Dich.“

„Ich kann mich nicht erheben. Mein ganzer Körper ist gelähmt. Er, könnte ich hier sterben!“

Sie war wie gelähmt; sie konnte sich nicht erheben. Aber die Arme konnte auch nicht sterben.

Die Mutter stand verzweiflungsvoll.

Diese Angst des Gewissens! Diese Angst vor Entdeckung, vor Strafe! Und wenige Stunden vorher jene Lust zu dem Verbrechen. Und fast wenige Augenblicke vorher noch die goldenen Pläne der Zukunft, gebaut auf das Verbrechen!

Giebt es einen tüchtigeren und grausameren Dämon, als den des Verbrechens?

„Auf einmal um Mitternacht,“ fuhr der Reisende in seiner Erzählung fort, „hören die Leute in dem Zimmer ein Geräusch. Es ist, als wenn darin gepölkert werde. Sie eilen hin. Da liegt er aufrecht im Bette, den sie für todt gehalten hatten.“

„Mein Geld ist mir gestohlen!“ ruft er ihnen entgegen.

„Sie denken, er ist aus dem Todeschlaf zu wilderem Fieber erwacht, er spricht irre in dem Fieber. Aber er zeigt ihnen die Stelle, wo er das Geld, in seinen Brieftasche verborgen, gehabt hatte, tief unter seinem Kopfkissen.“

Die Mutter hatte sich in ihrer Verzweiflung vergebens nach Hilfe umgesehen. Woher sollte sie ihr kommen? Der Wagen war noch immer nicht fertig. Ihre Tochter lag ächzend, mit völlig aufgethopen Kräften, mit geschlossenen Augen vor ihr.

Sie mußte einen Entschluß fassen. Sie sagte einen Entschluß der Verzweiflung und der Selbstsucht.

Noch einen Blick warf sie auf die Tochter, aber nur um sich zu überzeugen, daß die Unglückliche sie nicht begleiten könne. Dann verließ sie ihr Kind und glitt leise zum Zimmer, zur Thür hinaus.

Der Reisende fuhr fort zu erzählen:

„Ich wachte auf,“ sagte der Kranke. „Es war mir, als wenn mich Jemand angefaßt hätte. Ich war wie gedrückt. Es lag schwer auf mir. Ich konnte keinen Atem bekommen. Es faßte mich im Kopfe. Ich hörte Stimmen über mir. Auf einmal wurde ich losgelassen. Ich fühlte mich frei. Ich schöpfte Athem. Ich konnte die Augen aufschlagen. Ein Frauenzimmer stand vor mir. Ein junges, schönes Gesicht. Ich wollte schreien. Sie verschwand. Ich fiel erschöpft zurück. In meinem Kopfe faßte es mich wilder. Ich hatte schreckliche Träume. Ich wollte rufen und konnte ich meinen Stuhl rütteln, um mich bemerkbar zu machen.“

„Er hatte das nicht im Fieberwahnsinn erzählt. Ihm gerade gegenüber hatten zwei Damen logirt, die denselben Abend angekommen waren. Sie waren eine Stunde vorher abgereist. Es waren eine schöne junge und eine ältere Dame gewesen. Eine Stunde vorher konnte der Raub pöflich sein. Sie waren plötzlich und eilig abgereist.“

Der Reisende wollte weiter erzählen. Der Wirth unterbrach ihn:

„Eine junge und eine alte Dame?“

„Mutter und Tochter.“

Der Wirth sah nach den beiden Damen hin, die bei ihm eingelebt waren.

Er sah nur noch die Eine, die jüngere. Die ältere war verschwunden; er hatte nicht bemerkt wie. Er sagte:

„Wie waren die Damen abgereist?“

fragte er den Erzähler.

„Mit einem Lohnfuhr.“

„Haben Sie gehört, wie Wagen und Pferde ausliefen?“

„Der Wagen war grün lackirt; die Pferde ein paar Braune.“

Der Wirth sah zum Fenster hinaus, er sah Wagen und Pferde an, die vor dem Hause hielten.

Er schüttelte den Kopf.

„Gleichen Sie noch einen Augenblick,“ sagte er zu dem Reisenden. „Ich muß einmal mit dem Kutscher sprechen.“

Er verließ das Zimmer.

Die furchtbare Angst hatte auch dem unglücklichen Mädchen Kraft gegeben. Sie hatte die ganze Erzählung des Fremden angehört. Sie mußte die Augen aufschlagen nach der Mutter. Nach ihrer Verführerin, nach ihrer Verderberin. Aber auch nach der Mutter. Dem armen, kranken, schwachen Kinde bleibt die Mutter immer, bleibt jede Mutter die nächste, die erste und die letzte Stütze, nach der es sich umsieht. Und sie war so krank, so schwach, so elend.

Die Mutter war fort.

Sie war allein, verlassen. Sie fühlte, daß sie verlassen war. Sie errieth, sie wußte, was geschehen war.

Sie richtete sich auf. Sie konnte es. Sie warf einen ergebenden Blick zum Himmel empor. Dann schaute sie frei in dem Zimmer umher. Sie war ihr erster, freier Blick seit ihrer That, seit dem Bewußtsein, daß sie eine gemeine Verbrecherin, eine Diebin sei.

„Jetzt kommt die zweite Strafe,“ sagte sie zu sich. „Sie muß kommen. Sie wird die erste von mir nehmen. Diese entsetzliche Angst! Ich hätte ihr erliegen müssen. Die Mutter? Wohl ihr! Sie ist—sie ist eine andere Natur, wie ich. Sie wäre dem Zuchthaus erlegen. Möge sie entkommen!“

Sie war eine andere Natur, als ihre Mutter. Der Leichsinn hatte den bessern Grund in ihr nicht zerstört. Nur die Verführung, nicht der eigene gemeine Sinn hatte sie zur Verbrecherin gemacht. Sie konnte in Gemeinheit nicht verfallen. Sie konnte sich erheben. Sie hatte sich erhoben. Sie sah gefaßt, in ruhiger Ergebung dem entgegen, was nach dem bürgerlichen Gesetze, wie nach dem sittlichen Rechte kommen mußte.

Es kam schnell. Es war schon da.

Der Wirth lebte mit einem Gensdarmen in das Zimmer zurück.

Man hatte einen Reiter in der Straße heraufsprennen hören. Er hatte vor dem Wirthshause gehalten, den Wagen angesehen, ein paar Worte mit dem Kutscher, dann mit dem Wirth gesprochen. Er begleitete diesen in das Zimmer.

Anna Eisenhart trat ihm entgegen.

„Sie suchen mich?“

Ihre Stimme zitterte doch.

„Und Sie, Mutter,“ sagte der Gensdarm.

„Sie ist schuldlos. Ich allein bin die Verbrecherin. Verhaften Sie mich.“

Sie hatte ihre Kraft überschätzt. Der Gensdarm mußte in seinen Armen eine Ohnmächtige auffangen.

Sie wurde an das benachbarte Criminalgericht abgeliefert; an jenes nämliche Gericht, zu welchem das aneinander gefesselte Diebespaar transportirt war. War das Entsetzen, das sie bei dem Anblicke der beiden Menschen ergriff, zugleich eine Vorahnung ihres eigenen Schicksals gewesen?

Es wurde die Criminaluntersuchung wegen Diebstahls gegen sie eingeleitet. Gegen sie allein.

Ihre Mutter war entkommen. Gensdarm und Polizei wurden nach der Verhaftung der Tochter nach ihrer Verfolgung aufgegeben. Man fand auch ihre Spur, aber nur auf eine kurze Strecke. Hinter dem Wirthshause befand sich ein Garten. Er hieß an einen anderen Garten.

Aus diesem hatten Leute eine wohlgekleidete fremde Dame herauskommen gesehen. In einem engen Wege, der zwischen den hohen Gartenbäumen lief, war sie eilig weiter gegangen. Die Leute hatten sie wohl vermutet angesehen; aber eine Diebin, eine Verbrecherin, eine von der Polizei Verfolgte hatte Niemand in ihr vermutet. Als die Beamten der Polizei sich nach ihr erkundigten, wußte man es. Jetzt war sie verschwunden. Man konnte nur noch die Richtung anzeigen, die sie genommen hatte. Sie wurde in dieser weiter verfolgt. Es war zu spät. Sie hatte den geraden Weg zur Grenze eingeschlagen. Die Grenze war für die Verfolgenden ein Schlagbaum, den sie nicht überschreiten durften. Es war die Grenze eines anderen deutschen Landes. Die deutschen Länder schloßen sich gegen einander ab, zum Nutzen von Zöllnern und Verbrechern.

Die Entflohene hatte auch das gestohlene Geld mitgenommen. Das selbstmüthige, verbrecherische Weib hatte sich seinen Augenblick verleugnet: das von ihr verführte eigene Kind in den Händen der strafenden Gerechtigkeit zurückgelassen, sich selbst mit der Beute gerettet.

Entging sie der Strafe, weil sie dem Arme des weltlichen Richters entging?

Anna Eisenhart gestand dem Gerichte ihr Verbrechen zu. Sie gestand mehr zu, als sie gethan hatte. Sie nahm, getreu ihrem ersten Ausrufe bei ihrer Verhaftung, das ganze Verbrechen auf sich. Sie allein habe die That ausgeführt, sie allein habe darum gestraft. Durch die Erzählung der Wirthin von dem Kranken, von dem Gelde, das er bei sich führen mußte, dann von seinem plötzlichen Tode, sei der Gedanke, der Entschluß des Diebstahls in ihr gemacht, genährt, befestigt worden. Ihrer Mutter habe sie nicht gesagt, im Gegentheil, um ungehört das Verbrechen ausführen zu können, habe sie ihr zugeredet, sich auf das Sopha zu legen und bis zur Aube zu schlummern. Als die Mutter eingeschlafen gewesen, sei sie fortgegangen und habe ohne fremde Hilfe die That vollführt. Sie habe dann die Mutter geweckt und sie seien abgereist. Unterwegs habe sie der Mutter die Brieftasche übergeben, ohne zu sagen, was diese enthalte und woher sie sei. Als sie dann in dem Städtchen gewarbt, daß ihr Verbrechen entdeckt sei, daß sie verfolgt werde, habe sie die Mutter gebeten, zu entfliehen, um nicht, trotz ihrer Unschuld, als mitschuldig verurtheilt zu werden. In ihrer Angst habe die Mutter wohl an die Brieftasche nicht gedacht. Warum sie diese auch jetzt nicht zurückgeliefert habe, könne sie sich nicht erklären.

Was es doch noch ein Rest ihres Leichtsinns, dieses Gewebe von Unwahrheiten? Jedenfalls war die Kindesliebe das treibende Element. Und wer will den Stein auf die Tochter werfen, auf die von der Mutter so schmachvoll verlassen und preisgegebene Tochter, die dennoch die eigene Mutter nicht verrathen, nicht anklagen kann? Vahm sie doch ihre eigene Strafe mit der vollen Ergebung auf sich!

Dem Richter war, was sie angab, glaublich und nicht glaublich. Wegen die Entflohene wurden daher Stiefbriefe erlassen. Sie hatten keinen Erfolg. Nicht die geringste Spur von ihr wurde aufgefunden. Auch das gestohlene Geld kam nicht wieder zum Vorschein.

Anna Eisenhart wurde für geständig und überführt erachtet. Mit ihrem Geständnisse stimmten die Hauptstücke nach die vernommenen Zeugen überein. An ihrer Schuld konnte also weiter juristisch noch moralisch gezwifelt werden. Auf ihre Bestrafung hatte eine Mitschuld der Mutter keinen Einfluß.

Bei den Juristen hatte freilich ein Umstand Bedenken erregen wollen. Es war eine eigenthümlich psychologische Erscheinung.

Der Bestohlene—er war der Reisende eines bedeutenden Hamburger Handlungshauses—hätte den Gesetzen nach zur vollständigeren Bestrafung des Thatbestandes vernommen werden müssen. Dies war aber nicht zu bewirken gewesen. In der ersten Zeit der Untersuchung nicht, weil er sofort nach der Mittheilung des Diebstahls in heftiges Fieber zurückverfallen und erst nach Monaten vollständig genesen war. Später nicht, weil er nur körperlich geheilt war. In seinem inneren Leben war ein sonderbar krankhafter Zustand zurückgeblieben, von dem die Ärzte nicht wußten, ob sie ihn als eine Geistes-

oder als eine Gemüthskrankheit bezeichnen sollten. Vor ihm schwebte fortwährend das schöne, jugendliche Bild der Diebin, das er bei seinem Erwachen aus dem Todeschlaf über seinem Haupte gesehen hatte. Er unterredete sich mit ihm, er klagte es des Diebstahls an, er machte ihm die bittersten Vorwürfe, und auf einmal mitten in seinen Klagen und Vorwürfen brach er ab, um es mit seinen Zärtlichkeiten, mit Versicherungen seiner Liebe zu überschütten, es um seine Liebe zu bitten, die Eidschwüre ewiger, unauflöslicher Liebe auszusprechen und anzunehmen. Seine Verneinung zu der Untersuchung war unter solchen Umständen völlig unmöglich. Er hatte sogar später in eine Irrengeistesanstalt gebracht werden müssen.

Das Gericht begnügte sich mit einer Berechnung des Hamburger Kaufes, wonach die gestohlene Summe etwa zwanzigtausend Thaler betragen haben mußte.

Anna Eisenhart wurde wegen schweren, großen Diebstahls zu einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren verurtheilt. Sie ergriff kein Rechtsmittel gegen das Urtheil.

Sie trat die Strafe an. Sie verbüßte sie vollständig.

4.

Eine Zuchthausgeschichte.

Es ist ein eigen Ding um die Gewohnheit des Menschen. Und ist nicht die Gewohnheit sein Leben? Auch der Dichter sagt es. Selbst das Haus des Schmerzes verlassen wir nur mit Schmerz und mit Trauer, und wir haben Stunden, in denen wir uns still nach den finstern Mauern zurücksehnen.

Kann der Zuchthaussträfling sich nach dem Zuchthause zurücksehnen?

Anna Eisenhart hatte ihre fünfjährige Zuchthausstrafe verbüßt. Sie sollte aus der Strafanstalt entlassen werden. Sie war bis zu dem letzten Augenblicke Zuchthaussträfling. Der Director der Anstalt war ein gewissenhafter, strenger Beamter. Er rechnete genau. An dem heutigen Tage vor fünf Jahren, des Vormittags um elf Uhr, war die Gefangene eingeliefert; bis zum Schlage der Stunde war sie Gefangene, der ganzen Strenge der strengen Zuchthausordnung unterworfen. Mit dem Schlage ließ er sie vor sich führen, um sie der Haft zu entlassen.

Der gewissenhafte, strenge Beamte war freilich auch ein umsichtiger Beamter und ein Mann mit einem braven und wohlwollenden Herzen.

Ein Jahr lang hatte Anna Eisenhart Wolle spinnen, dann weben müssen, ganz wie jede andere Gefangene der Anstalt. Der Director hatte ihre Vorträge, ihre Bildung, ihre Kenntnisse, er hatte aber auch ihren Leichtsinns erkannt, der trotz der schweren Schicksalsprüfung noch zu weilen wieder hervorbrach. Nach Ablauf der ersten zwei Jahre war sie vollständig gebeit. Er selbst hatte sich davon überzeugt, mit ihm der würdige Geistliche der Anstalt. Er gab ihr eine andere Bestimmung. In der Anstalt befand sich eine besondere Schule für die vielen, an Geist und Herz verwahrlosten weiblichen Gefangenen. Der Lehrerin an der Schule wurde Anna Eisenhart beigeordnet. Sie wirkte segensreich. Sie wurde eine Freundin der Lehrerin. Sie blieb in ihrer Stellung bis zu ihrer Entlassung aus der Anstalt.

Irgend ein Vorzug brachte diese Stellung ihr nicht ein. Sie behielt ihre gewöhnliche Züchtungsgekleidung, ihre einsame Zelle, ihr hartes Strohlager, die traurige Gefangenenspeise. Sie wurde früh Abends in ihre Zelle eingeschlossen, wie die anderen Gefangenen; sie mußte am Morgen früh aufstehen, wie diese. Sie wurde von den Beamten mit Du angeredet; sie durfte nur mit den Beamten sprechen.

Es war im Anfange des Monats Mai, als sie entlassen wurde. Sie stand im Bureau des Directors in ihrer Zuchthauskleidung, einem schwarzgrauen, groben, weiltaligen Wollenrode und einer Mütze oder vielmehr Kappe von gelbem Rattun. Der Rock war weit, bis zum Halse zugeknöpft, er ließ keine der Formen erkennen, die er bedeckte. Die Mütze umschloß, steif und glatt anliegend, das Gesicht bis über die Schläfen.

Sie war dennoch schön. Sie hatte nichts verloren von jener bezaubernden Schönheit, durch die sie vor fünf bis sechs Jahren die Bewunderung der elegantesten Badewelt erregt hatte. Sie war fast schöner geworden. Ihre hohe Gestalt fiel auf, trotz der groben Kleidung. Ihre Haltung war eine ruhige, würdige. Ihr Gesicht hatte sich veredelt. Die dumpfe Luft des Zuchthaus hatte dieses feine Gesicht nicht mit jener grauen Bleifarbe überziehen können, sie hatte es nur gebleicht, aber für die verdrängte Frische der Haut die klarste und zarteste Durchsichtigkeit verliehen. Ein stiller, bemühtiger Friede verließ ihm den Adel.

„Gefangene Anna Eisenhart,“ redete der Director sie an, „Du wirst heute nach Ablauf Deiner fünfjährigen Strafszeit entlassen. Ich habe vorchriftsmäßig einige Fragen zum Protokolle an Dich zu richten, die Du mir beantworten wirst.“

Sie konnte nur mit einem stillschweigenden Neigen des Kopfes antworten. Sie war doch bewegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gesucht wird: Ein Wasser-
arzt, um die Pumpe an der einundzwanzig-
sten und Jeffersonstraße, welche an
Verstopfung leidet, zu curiren.

Die Großloge der Freimaurer
versammelt sich morgen, Montag, Mor-
gens um elf Uhr. Diefelbe wird bis
Freitag ihre täglichen Sitzungen fort-
setzen.

Ein neuer Raub anfall.
Am vergangenen Freitag um sieben Uhr,
als der Kutscher des Herrn Wilhelm
Bierach, Namens Herrman, in einem
Springwagen von der Stadt aus nach
Hause zurückkehren wollte, wurde derselbe
ungefähr dreihundert Yards von den
Stadtgrängen an der achtzehnten Straße
von drei weißen Männern angegriffen,
welche ihn genau untersuchten, sogar seine
Stiefeln auszogen und ihm ein Pistol,
das wenige Geld, welches er bei sich hatte
und ein Stück Kautabak abnahmen, ohne
ihm jedoch irgend ein körperliches Leid
zuzufügen.

Heldenmuth eines Ca-
pitäns. Die Illinois Staatszeitung
meldet: Der Heroismus, welchen Cap-
tän Louis Bordenrich von dem Gha-
gor Schooner „J. Hibbard“ während
des letzten Sturmes entwickelte, der unter
den Fahrzeugen auf dem Lake Michigan
so viel Zerstörung anrichtete, verdient
mehr als einer bloß flüchtigen Erwäh-
nung. Am vorigen Freitag, als der
Dampfer „Milwaukee“ strandete, war
Capitän Bordenrich einer der Ersten, der
in ein Boot sprang, um den Passagieren
Rettung zu bringen. Er rettete nicht
weniger als 17 Personen von dem Bruch
des Dampfers; er fuhr drei Mal nach
dem Dampfer und zurück und schlug
eben so viele Male sein Leben in die
Schanze. Am darauffolgenden Tage
Samstag den 10. d. M.) sah Capitän
Bordenrich von einem Pier in Grand
Bavin aus, wie ein Fischerkahn von St.
Joseph, in dem sich vier Personen befan-
den, umschlug. Sofort ließ er un-
erschrockene Capitän in Rettungsboot, das
sich auf dem verunglückten Dampfer Mi-
waukee befand, und über der Verwun-
denen eilte. Durch seine Unerschrocken-
heit und Todesverachtung hat Capitän
Bordenrich mit in innerhalb 24 Stunden
einundzwanzig Menschenleben gerettet.

„Grecian Bend.“ Ueber
diese Modestellung, welche den „Ladies“
befiehlt, durch Winterwerkzeugen ähn-
lichen Bandagen eine künstliche Krüm-
mung des Körpers zu bewerkstelligen, um die
Statur der Venus personifizirte Scham-
haftigkeit zu imitiren, über diese „griechi-
sche Biegung“ sagt das New Yorker
Journal:

„Es ist unmöglich, an einem schönen
Nachmittage den Broadway entlang zu
gehen, ohne eine große Anzahl eleganter
Illustrationen des „Grecian Bend“ zu
sehen. Die kleinen Verkäufer und Ver-
käuferinnen von „Grecian Bend“-Carri-
caturen geniren die Damen, welche dieser
Modestellung huldigen, durchaus nicht.
Frauen und Mädchen lachen über die
Caricaturen und gehen in den nächsten
Laden, um die Requisiten zur classischen
Krümmung zu kaufen. Es ist mit dieser
Mode wie mit allen früheren gegangen;
erst hat Jedermann die höchste Ent-
stehung über den neuen Mode-Modus
kundgegeben, die Ploniere des „Grecian
Bend“ verläßt und in den Zeitungen be-
spöttelt, ja sogar insultrirt worden. Al-
lemalig gewöhnt man sich an den ab-
schleichen Anblick, man lacht nicht mehr, man
lächelt bloß, wenn eine Dame wie eine
Bachsele eingekrüppelt kam, jetzt findet
man es schon in der Ordnung, wenn man
alle fünfzig Schritte eine griechische
Krümmung zu Gesicht bekommt. Bald
werden auch die „Shop Girls“ an
Sonntagen am Arme ihrer Beaux mit
dem „Grecian Bend“ behaftet erscheinen.
Und wer ist Schuld an dem Unglück?
Die Zeitungen. Hätten sie nicht so viel
Geißel von der Sache gemacht, wäre
das „Grecian Bend“ schon in Saratoga
selbst verblüht. Wir bekennen uns ü-
brigens auch schuldig.“

Herr J. O. Hewitt, Solicitor
berichtet folgende in verfloßener Woche
ertheilte Patente:

Re n t u d y. Freeman Nichols, New-
port, Waagent. J. N. Custer, Cay-
ville, Wien-Korb.
L e n n e s s e r. B. F. Groß, Tren-
ton, Verber-Zubereitung.
L o u i s i a n a. H. Harris, Schre-
ver, Feuerwerk-Signal. C. D. Dora,
New-Orleans, Namen-Platte für Stra-
ßen-Lampen.
T e x a s. J. C. Strond, Ledhart,
Cultivator.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Richter E. J. Craig.)

Samstag, den 1. October 1868.

Alexander Hatfield und Michael Mur-
phy bezahlten heute \$3. für einen Raub-
und verbüßte sich letzterer noch außer-
dem mit \$100, daß er in 30 Tagen nicht
mehr sündigen wolle.

W. Butler, Friedens Warrant, mußte
\$200 Caution auf 6 Monate geben.

Patrick D'Brian und Henry Wensch,
Diebstahl, unter Bürgschaft von \$100
sich zu verantworten.

John Harman, Diebstahl einer Kuh,
\$200 Bürgschaft sich zu verantworten.
Martha Brown dasselbe Verbrechen, \$200
Bürgschaft, ebenso Edward Kehoc ent-
lassen und John Flich auf nächsten
Dienstag verschoben.

Unser heutiges Blatt enthält die
Anzeige der Herren Pell und Knoop,
Herren-Kleider-Fabrikanten, deren Lager
von fertigen Anzügen, Jacken, Wein-
kleider und Westenstoffen eben wieder auf
das Vollständige für die Herbst und Win-
ter-Saison assortirt ist, so daß unsere
Leser sowohl in Qualität als in Preis in
Beschäften mit diesem Hause in jeder
Beziehung zufrieden gestellt werden kön-
nen.

Die Herren Geißel u.
Co. an der Dritten Straße, zwischen
Markt und Maine, welche das reichhal-
tigste Sämereien-Lager in der Stadt ha-
ben, erhalten täglich neue Sendungen
von Blumenzwiebeln und nehmen vom
nächsten Montag an Bestellungen auf
Obst- und Fruchtbaum entgegen. Die
Herren Geißel u. Co. sind Agenten der
Besser von den besten Baumgärten in
Amerika, und Farmer sowohl wie Gär-
tner handeln nur in ihrem eigenen In-
teresse, wenn sie ihren Bedarf von der ge-
nannten Firma beziehen. Die Bäume
werden auf Verlangen gepflanzt und An-
weisungen betrefls Blumen- und Baum-
zucht ertheilt der in der Office des
Herren Geißel angestellte Herr August
Benede, welcher als tüchtiger, erfahrener
Kunstgärtner hier vortheilhaft bekannt ist.

Der Gesangsverein Lie-
derkranz, über dessen ausgezeichnete
Leistungen wir vor einigen Tagen schon
einmal sprachen, fährt mit wiederholten
Proben fort, sich für das am Freitag den
30. dieses Monats in Weißger-Halle statt-
findende große Concert vorzubereiten.

Wir glauben, daß zu keinem hier je
stattgehabten Concerte großartige Vor-
bereitungen getroffen wurden, als zu dem
unseres populären Vereines Lieberfranz.
Benn befähigte Uebung, Muth und
Ausdauer, verbunden mit musikalischen
Kenntnissen und den natürlichen Anla-
gen im Stande sind, Großes zu erzielen,
dann sind wir zu außerordentlich glän-
zenden Hoffnungen berechtigt und können
uns von den lobenswerthen Anstrengun-
gen des in Rede stehenden Vereines den
schönsten Erfolg versprechen. Wie wir
erfahren, wird der Lieberfranz vier Chöre
vortragen und Herr Jakob Dollinger mit
Madame Mina Quast in einem Duett
zusammenwirken. Auch Herr Anton
Zoller, der Violinvirtuose, Hr. Melane
May, die Künstlerin im Pianoforte, Hr.
Castello, die Sängerin, und Herr Franz
Dollinger, der Hornvirtuose, haben ihre
Mitwirkung in dem besprochenen Con-
certe freundlichst zugesagt.

Mit solchen Mitteln kann es nicht feh-
len, Vortreffliches zu leisten, und das
deutsche Publikum ehrt nur sich selbst,
wenn es dem Vereine Lieberfranz durch
allgemeines Theilnehmen am Concerte
seine vollste Anerkennung auf's Entschieden-
ste ausdrückt.

Nirgends vielleicht können un-
sere Leser, welche einen ruhigen und
angenehmen Sonntag Nachmittag, ge-
nußreich für Auge und Magen, zubrin-
gen wollen, dafür einen geeigneteren Platz
als die Phoenix Hill finden. Es fehlt
dort an Nichts, alles Gute und Schöne
ist dort im Ueberflusse.

Die photographische Gallerie des
Herren E. Klauber, ein Kunst-Altelier im
stärksten Sinne des Wortes, enthält so
viel Neues und Ausgezeichnetes, daß ein
Besuch desselben eine recht interessante
Unterhaltung ist. Herrn Klauber's Er-
zeugnisse in seinem Fache sind in der That
wundervoll.

Nimmer mehr können die
Zähne zerhörenden Pulver, Chemikalien
und Fluiden einen Platz auf den Collet-
tentischen vernünftiger Leute finden. Das
Schöne und erhaltende S o z o d o n t
hat sie alle verdrängt.

Spalding's Leim hält Möbeln, Spiel-
zeuge, Bierfassen und andere Dinge zu-
sammen.

Nicht ohne Humor erzählt der
„Frankfurter Beobachter“, wie in Hom-
burg ein Schweizer alt sein Geld ver-
spiegelt und, um Fortuna noch einmal die
Hand zu bieten, seinen geführten Ring,
den dieser zu riskiren bereit ist, einem
Droschkenträger vor dem Spielfaule
verhandelt und nun von einem Genod-
verman wegen Hausfriedens ohne Gewer-
schein gefaßt wird. Der Schweizer ist in
der That vom Gericht zu 64 Thaler Geld-
strafe, eventuell zu 22 Tagen Gefängniß
verurtheilt, die er auch abgeessen hat.

Hochzeit und Gefäng-
niß. Ein junger Ehemann wegen Fäl-
schung verhaftet. Die in St. Louis
erscheinende „Westl. Post“ schreibt:
Heute Morgen wird vor Friedensrich-
ter Jesso ein Fall verhandelt werden, auf
dessen Ausgang man nicht wenig ge-
spannt ist.

Einem jungen Deutschen, Namens Jo-
seph Neßelhaus, der vor kurzer Zeit hier-
berkam, und sich für sehr reich ausgab
(er behauptete unter Anderem, daß er den
Contract für den Bau der neuen Cate-
drale übernommen habe), war es vor 14
Tagen gelungen, eine junge Witwe,
oder vielmehr eine geschiedene Frau, die zu
einer dergleichen, sehr achtbaren Familie ge-
hört, heimzuführen.

Die Hochzeit wurde mit großem Glanze
in Philipp Bamberger's reizendem Parl
an Gravois Road gefeiert. Bamberger
trug das Beste auf, was seine ausgezei-
nete Küche und sein renommirter Keller
vermochte, und mehrere Toaste wurden in
perlendem Rheinwein auf das Wohl der
Neuvermählten ausgebracht.

Am vergangenen Dienstag erschien der
junge Ehemann in Bamberger's Local in
der Schenck Straße, und eruchte Herrn
Ph. Bamberger, einen Augenblick mit
ihm auf die benachbarte Notariats-Office
von Schnell zu gehen. Dort angekom-
men, war Herr Bamberger nicht wenig
erstaunt, als ihn sein neuer Freund er-
suchte, einen Wechsel für \$700 für ihn
zu indossiren. Nun hat Herr Bamberger
auf seinen Reifen in der alten und
neuen Welt auch verschiedene andere Sa-
chen gelernt, als z. B., das elste Gebot
lautet: „Unterzeichne keinen Wechsel
nicht!“ Er lehnte daher die angebotene
Ehre dankend ab, und war daher nicht
wenig erstaunt, als ihm am darauffol-
genden Morgen Herr Schnell den von
Neßelhaus ausgefüllten Wechsel vorgelegte,
und ihn fragte, ob er den auf der Rück-
seite stehenden Namen „Philipp Bamber-
ger“ geschrieben habe. Herr Bamberger
verneinte dies natürlich, und ließ Neßel-
haus unter der Anklage der Fälschung
verhaften. Derselbe befindet sich in Er-
mangelung von \$1500 Bürgschaft im
County-Gefängniß, und wird sich heute
Morgen gegen die oben erwähnte Anklage
zu verantworten haben.

Wäre Herr Schnell kein so vorsichtiger
Geschäftsmann, und hätte er nicht zuerst
Erfundigungen über die Aechtheit des
Indossanten eingezogen, so wäre Neßel-
haus wahrscheinlich mit Zurücklassung sei-
ner jungen Gattin, des gefälligen Wech-
sels und diverser Schulden bereits ver-
dunstet.

Der coulaute Wirth, Herr John
Held, servirt heute morgen um 10 Uhr
einen ausgezeichneten Fisch-Lunch in der
Turnhalle.

* Eine haarsträubende That.
Das „Leipz. Tagblatt“ schreibt aus Leip-
zig vom 15. September: Eine haarsträu-
bende That, die wir auf Grund der statt-
gehabten Erörterungen wiedergeben, ist
in vergangener Nacht hier verübt worden.
Ein in der Karolinenstraße wohnhafter
Kohlenhändler, Namens Karl, verheirathet
und Vater von 5 Kindern im Alter von
1½ bis 9 Jahren, erschien heute Morgen
in der ihm zunächst gelegenen Polizeibe-
zirks-Wache und machte die schreckliche
Mittheilung, daß er seine gesammte Fa-
milie, auf die er die ganze Nacht verge-
blich gewartet, in seinem Garten im Jo-
hannisthale, wo er sie schließlich aufge-
sucht, in ihrem Blute liegend, ein Kind
tobt, die andern schwer verwundet und
bewußtlos, gemorbet von seiner eigenen
Frau, die sich übrigens gleichfalls zu-
tödtet verübt, angetroffen habe. Man
konnte glauben, es mit einem Wahnsin-
nigen zu thun zu haben; leider sollte sich
aber diese Anzeige im traurigsten Um-
fange bewahrheiten. Als man nach dem
Karl'schen Garten in der zweiten Abthei-
lung des Johannisthales gieng, bot sich
den in das Gartenhaus Eintretenden ein
entsetzlicher Anblick dar. Sammtliche 5
Kinder, zwei Knaben von 9 und 7 Jah-
ren und drei Mädchen von 5, 3 und 1½
Jahren, lagen blutend am Boden ausge-
streckt, das dreijährige Mädchen mit ein-
geschlagener Hirnschale bereits todt, die
übrigen Kinder mit schweren Kopfver-
letzungen bewußtlos, während die eigene
Mutter ebenfalls mit blutenden Kopf-
verwundungen auf dem Sopha saß. Ein
am Boden liegender blutiger Hammer
zeigte sich als das Werkzeug, mit dem
eine unglückliche Mutter, umnachtet von
Wahnsinn, sich und ihre Kinder aus die-
ser Welt hatte schaffen wollen. Ohne
Zeichens des Schmerzes oder der Reue be-
kannnte sich die Unglückliche, welche allein
noch Bewußtsein zeigte, zu dieser That.
Es scheint fast zweifellos, daß die verhe-
lichte Karl, eine Frau von 31 Jahren,
im Zustande der Geistesstörung ge-
handelt hat. Jedenfalls werden über alle
bis jetzt noch dunkeln Punkte die gericht-
lichen Ermittlungen das Nähere erge-
ben. Leider soll wenig Hoffnung vor-
handen sein, die verlegten Kinder am Le-
ben zu erhalten. Die ebenfalls erheblich
verwundete Frau, welche, kaum glaublich,
noch die Kraft gehabt, den mit dem Blute
ihrer schuldlosen Kinder bedeckten Ham-
mer endlich nach der eigenen Stirn
zu führen, hat man später im Georgen-
hause untergebracht.

Ein Roman und eine
Verführungsgeschichte. Aus
Cincinnati wird gemeldet: Ein Roman
und eine Verführungsgeschichte, die in
Canada angefangen und wahrscheinlich
in Cincinnati enden wird. Ein junger
Schottländer, Namens Maguire, von
einnehmendem Aeußern und geläufiger
Zunge, machte vor etwa fünf Jahren die
Bekanntheit eines lebenswürdigen
Mädchens von 16 Sommern in Canada.
Die beiden jungen Leute verliebten sich
in einander und der Priester besiegelte das
Bündniß ihrer Herzen. Die junge Frau
glaubte sich in allen Himmeln, der Gatte
war stets voll Liebe und Aufmerksamkeit
und die Hülferwochen verstrichen, wie sie
nur einem Paar liebglühender Wesen
verstreichen können.

Mit der Zeit kam ein „Drittes im
Bunde“ und setzte ihrem Glück die Krone
auf, und vertrauensvoll blickte die junge
Mutter in die Zukunft; ihr erschien
Alles im rosenigen Lichte und sie ahnte nicht
das Verhängniß, das über sie hereinbre-
chen sollte, um ihren kurzen Traum von
Liebe und Glückseligkeit zu zertrümmern.
Es mochten so vielleicht zwei Jahre sein,
seit sie mit dem Manne ihres Herzens vor
dem Altare gestanden, wo sie sich ewige
Treue, Treue bis in den Tod und noch
weiter hinaus gelobten, wo er geschworen
hatte, stets ihr Beschützer und Ernährer,
ihre ein liebender Gatte und Freund und
Rathgeber zu sein. Es mochten etwa 2
Jahre sein seit jenem unvergesslichen
Tage, als sie eines Morgens erwachte
und den Gatten nicht an ihrer Seite
sah; er war fort, er hatte sie heimlich
verlassen, sie dem Kampfe mit der kalten
Welt allein und hilflos preisgegeben.

Die arme Frau wartete lange auf den
Verwundenen, alle Nachforschungen
waren vergebens und so faßte sich die
Frau ein Herz und zog nach St. Louis;
sie arbeitete fleißig und es gelang ihr, sich
und ihr Kind gut zu ernähren und noch
ein Wenig zu ersparen für spätere Zeiten.

Der treulose Gatte schweifte ein Jahr
lang in Amerika herum, machte dann die
Bekanntheit einer wohlhabenden Wit-
we, einer Französin, und heirathete sie.
Nachdem er den größten Theil ihres Ver-
mögens bürdigebracht hatte, kam er nach
St. Louis, stieg im Washington Haus,
an der dritten, zwischen der Elm- und
Myrtlestraße, ab, mietete, unter dem
Namen Hart, ein Zimmer für sich und
für seine zweite Frau und Kinder und
lebte ansehnlich ganz ruhig. Er war
mehrere Male Tag und Nacht abwesend,
wo er, wie er vorgab, Geschäfte zu be-
sorgen hatte. In Wahrheit aber verbrachte
er die Zeit seiner Abwesenheit mit seiner
ersten Frau, die ein glücklicher Zufall ihn
finden ließ, und die ihn mit acht weib-
lichem vergehenden Herzen wieder in Ona-
den aufgenommen hatte. Er wiederholte
ihre alten Liebesbetheuerungen,
während sein schwarzes Herz neue Pläne
erfaßte, um sie wieder zu betrügen. Er
wusste sie zu veranlassen, ihre Möbel und
das Hausrath zu verkaufen und am
letzten Samstag wollten sie wieder zurück
nach Canada reisen. Er ließ sich ihre
Uhr und den Geldbeutel der verkauften Möbel
samt ihren Ersparnissen geben und be-
gleitete sie an das Eisenbahndepot; dort
ließ er sie eine kleine Weile warten, um
noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen;
ging in das Washington Haus zu seiner
zweiten Frau, mit der er auch eine Reise
für denselben Tag verabredet hatte. Die
Koffer waren schon gepackt, der Wagen
stand vor der Thüre und sie reisten mit
dem ersten Zug nach Cincinnati. Die
zweimal betrogene Frau saß unterdessen
und wartete auf ihren Mann. Als er
immer noch nicht kommen wollte, ging sie
zu einem Verwandten und erzählte ihm
ihre Unglück. Die er stellte eifrige Nach-
forschungen an und hatte bald die ganze
Schandthat zu Tage gefördert. Er be-
nachrichtigte die Polizei und telegraphirte
nach Cincinnati, so daß der Schurke die-
mal der gerechten Strafe wohl kaum ent-
gehen wird.

Woodland Garten, der populäre
Bergnügungsort unserer Stadt, ladet
mit schöner Musik, schmackhaften Speisen
und Getränken wiederum alle Solche ein,
welche sich heute Nachmittag eine derartige
Erholung vergönngen wollen.

Herr Philipp Lottich an der Ecke
der Main und 7. Straße wird heute
Morgen um 10 Uhr einen Lunch zur
Eröffnung der Herbstsaison serviren, in wel-
chem Austern-Suppe, Wildpret und an-
dere Delicassen die hervorragenden
Punkte bilden.

Wir machen unsere Leser auf die
in unserem heutigen Blatte erscheinende
Anzeige des Herrn Peter Kemter aufmerk-
sam. Derselbe hält ein reichhaltiges La-
ger von Eisen und Stahlwaaren und
anderen in sein Fach einschlagende Artikel
und verkauft dieselben zu sehr billigen
Preisen.

Das Theater in der Turn-Halle,
welches namentlich in letzterer Zeit durch
ein vortrefflich gewähltes und gut besetz-
tes Repertoire die wohlverdiente Anerken-
nung unseres Theater-Publikums in so
reichlichem Maße erhielt, wird auch heute
Abend wieder sich neue Vorbeeren zu er-
ringen wissen. Die verschiedenen heute
zur Auführung kommenden Poffen, ver-
sprechen eine gemüthliche Unterhaltung.

Hercules am Spinnroden.

Herr Henry Ward Beecher, einer der
großen Männer von Nordamerika, Yan-
kee-Bollblut, gerecht in alle Sättel, Mäd-
chen für Alles, predigt, taufst, spielt Co-
mödie, macht in Politik (mit weniger
Glück) schreibt Novellen für den Ledger,
kurz, „macht, was gemacht werden kann.“
Er gab jüngst im Ledger ein Capitel aus
seiner Selbstlebensbeschreibung, da, wie
er meinte, Autobiographien in der Mode
seien, und Herr Beecher gern die Mode
mitgemacht.

Er erzählt darin, daß, als er acht oder
neun Jahr alt gewesen, er nicht gern auf
der Schulbank saß, sondern lieber
Hausarbeit verrichtete habe. Seine Mut-
ter habe ihm deshalb eine lange, carrierte
Schürze gemacht und in dieser habe er
nicht nur bei Tisch aufgewartet, die
Schüsseln und Teller gewaschen und
Messer und Gabeln gepuht, sondern er
hätte dann auch Nähen gelernt und seiner
Mutter Handtücher und Servietten ge-
stammt. An diese reizende Episode aus
dem Stilleben eines New Englander
Pfarrhauses knüpfte deren Held folgende
Auseinandersetzung auf die Gegenwart und
eine in dieser vielbesprochene Frage:

„Während die Frauen aus dem Haus-
halte austreten und Handwerke, Pro-
fessionen und Künste lernen, sollten die
Männer mehr von der häuslichen Ar-
beit lernen; so würden Beide, die Ei-
nen wie die Andern, leichter und besser
im Leben fortkommen.“

Dieser Ausspruch aus dem Munde
einer solchen Autorität für die Damen,
wie Henry Ward Beecher, war, wie zu
erwarten, Wasser auf die Mühle, welche
in dem Frauen Organ, der „Revolution“
klappert. Diese trat alsbald, weil „es jetzt
Zeit für die Welt ist, etwas über die
Sphäre des Mannes zu reden“, mit dem
Vorschlag hervor, die Knaben sollten zur
häuslichen Arbeit erzogen werden, und
nähen, so gut wie die Mädchen.

Daß die Argumente welche für diesen
Fortschritt auf der Bahn der Gleichstel-
lung vorgebracht wurden, auf der Waage
der Wahrheit und Logik nicht gerade
schwer wogen, wird Niemanden sehr ver-
wundern, der auf ihre Quelle blickt. Doch
damit man uns nicht der Verleumdung
zeihe, wollen wir die „Revolution“ selbst
redend einführen:

„Seht nur auf die Zeit, die die Far-
mer an Winterarbeiten haben. Wenn
sie nun Nähmaschine hätten, dann
könnten sie den größeren Theil der
Familien-Näherei machen, und so ihre
nervösen Weiber und Töchter von der
erschöpfenden Arbeit, die sie thun, be-
freien. Die Frauen arbeiten den gan-
zen Tag und nähen den ganzen Abend,
während die Männer schlafen und die
Zeitungen lesen.“

Es giebt Massen von Weibern,
welche nie Zeit gewinnen, eine Zel-
tung anzufertigen, von einer Woche zur
andern. Die Arbeit der Farmer-
Frauen nimmt kein Ende; selbst
die Abende und die Sonntage brin-
gen ihnen keine Erleichterung. Rüche
sind zu mellen, Leute zu besticken,
Kinder zu waschen; Winter und
Sommer, Tag und Nacht geht ihre
Arbeit fort. Die Statistik zeigt, daß
mehr Farmerfrauen wahnsinnig wer-
den, als irgend eine andere Classe,
so groß ist die Eintönigkeit und die
fortwährende Anstrengung ihrer Le-
bensweise. Wir sagen nun zu allen
guten Farmern, greift mit zu, wenn
ihre Zeit habt, und helfst Euren We-
ibern bei der Hausarbeit und mit dem
Nähen, und dann nehmt sie mit euch
nach der Stadt, daß auch sie mit ihren
Nachbarn plauschen, die Butter und
die Eier verkaufen und das Geld ver-
spenden können wie sie wünschen.“

Eines Commentars bedarf diese Ar-
gumentation nicht, aber es will uns betün-
ken, als wenn mit solchen Beweisrün-
den die Vertreter der Frauengleichstellung
ihrer Sache einen schlechten Dienst erwie-
sen. Nicht, daß wir ein Vorurtheil da-
gegen hegen, und es als gegen die
„Sphäre des Mannes“ betrachten, daß
ein Mann die Nadel führt, im Gegen-
theil, wir huldigen der Ansicht, daß kein
Mensch irgend eine Kenntniß, irgend eine
Geschicklichkeit gering schätzen und für
überflüssig halten soll, je mehr er deren
besitzt, desto unabhängiger wird er.
Und welcher Mann hätte in seinem Leben
nicht schon die Nadel geführt? Als Stu-
dent, auf Reisen, im Feldlager, ist es oft
unabhängig für den Mann, wenn er mit
der Nadel umzugehen weiß. Das Dium
in der obigen Auslassung der „Revolu-
tion“ liegt darin, daß, es als Forderung,
aus der überspannten Gleichstellung-
stheorie entspringend, aufgestellt wird, daß
Knaben gerade so wie Mädchen zur Ver-
richtung von Hausarbeit und speziell zur
Näherei: aufgezogen und angehalten
werden sollten; es liegt darin, daß diese
Forderung, da es ihr an vernünftigen
und wahren Argumenten gebricht, mit
verkehten und unwahren Gründen un-
terstützt wird.

(N. Y. D.)

Die St. Peter's-Kirche an der
Grayson Straße, zwischen West und Es-
ter, untergeht bedeutender Reparaturen,
weßhalb dort heute kein Gottesdienst ge-
halten wird.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenhopf.

Sonntag, 18. Oktober 1868.

Auf den letzten Augen.

Von W. H. K.

1.

Eine neue Mamsell.

„Nicht wahr, Sie sind die neue Mamsell, die wir erwarten?“

Diese Frage that ein Reiter in den Schlag eines Wagens, von zwei berben Rössen gemächlich von der benachbarten Stadt und Eisenbahnstrecke nach dem Gute Roodbusen fuhren.

In der Landkutsche, deren Verdeck ungeachtet des milden Frühlingswetters nicht zurückgeschlagen war, saß eine junge Dame von auffallend schönen Zügen. Sie hatte sich zurückgelehnt und ließ den Blick aus den großen, ebel geschnittenen Augen langsam über die Landschaft streifen, durch welche der Weg sich hinzog. Lebhaftige Gedanken mußten sie beschäftigen, denn sie hatte die Annäherung des Reiters nicht bemerkt bis er an dem Wagen hielt.

Die heringerufenen Worte schreckten sie erschreckt empor.

Ein paar kleine funkelnde Augen blinzelten aus dem etwas breit gedrückten Gesicht des Reiters über das Mädchen hin, und musterten dasselbe mit neugierigen, fast stehenden Blicken.

Ehe die Angeredete sich zu einer Antwort sammelte, hatte der Kutscher ein „Ja, gnädiger Herr!“ erwidert.

Die zusammengekauerte Gestalt des Reiters richtete sich im Sattel empor; er machte mit der Hand eine kurze Geste, die man als Gruß oder als Ausdruck der Befriedigung deuten konnte.

„Schon gut! Bemühen Sie sich nicht!“

Damit wandte er das Pferd und lebte zu einem älteren Herrn zurück, der sein Kopf auf der Seite des Weges angelehnt hatte. Dieser näherte sich jetzt, grüßte leicht in den Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Friedrich, Jane weiß Bescheid, und wird die Mamsell in ihre Zimmer einweisen. In einem Stündchen bin ich zurück.“

Und rasch, wie gekommen, traten die Reiter davon.

Sie sind so übel nicht wie es aussieht! wandte sich der Kutscher an die junge Dame, indem er die angehaltenen Pferde wieder in Zug setzte. „Etwas kurz, aber im Grunde gut. Wenn Jane Bescheid weiß, so ist alles recht. In kleinen zehn Minuten sind wir da. Sehen Sie dort die weißen Mauern mit den hellgrünen Fensterbänken hinter den Kastanienbäumen? Das ist Schloss Roodbusen.“

Die junge Dame wandte ihre Aufmerksamkeit der angegebenen Richtung zu.

Der nette Anblick, welcher sich darbot, schien sie wohlthuend zu berühren; sie athmete erleichtert auf und betrachtete mit Wohlgefallen das landschaftliche Bild, welches vor ihr lag.

Hinter der langen Flucht von wohlgepflegten Aedern, welche sich längs der Straße hinzogen, tauchte ein massenhaftes Dicht von niederen Grün und hohen Bäumen auf. Weiter vorwärts führte eine Doppelreihe prächtiger Kastanienbäume, deren aufsteigende Ästchen wie vergoldet schimmerten, zu dem Gehöfte des Gutes, dessen sauber getünchte Gebäude hell und einladend herüberwinkten. Man unterschied den breiten Hof, den die Stallungen und Wirtschaftsgebäude bildeten, und abgetrennt davon das höhere, stattlichere, herrschaftliche Wohnhaus, welches mit den vielen Fenstern, den vorprächtigen Mittel- und Seitenrisaliten und dem gebrochenen, mit Schiefer gedeckten Dache einen vortheilhaften Anblick gewährte. Hohe Wipfel von Eichen, Fichten und Ulmen blühten dahinter hervor und verriethen einen ausgedehnten Park, der wahrscheinlich mit dem Walde in Verbindung stand, dessen grüne Hinterwand die Aussicht abschloß.

Der Anblick war freilich nur das bescheidene, stille Bild einer Gesehlandschaft, aber freundlich genug, um die schlimme Vorstellung zu verschleuen, womit sich die junge Dame der Gegend genähert hatte.

Henriette war an das Leben einer größeren Stadt und die Reize einer bergigen Landschaft gewöhnt. Kein Wunder, daß es für sie etwas Abscheuliches hatte, in einen der zurückgeschobenen Winkel der flachen Niederungen versetzt zu werden, mit deren weiten Flächen die Küsten des nördlichen Meeres umsaumt sind.

Wer an den Gegenfag von Thal und Höhe, an den raschen Wechsel gewöhnt ist, muß jeder andere Punkt der Berge neue Gruppen, verschiedene Bilder vor das Auge stellen, dem mag das flache West- und Haideland eintönig dünken; allein sobald er den Schritt in das weite, endlose, von der gleichmäßigen Linie des Horizonts ringsum begrenzte „Meer des Landes“ wagt, findet er ungeahnte Schönheiten, die an den Zauber erinnern, der aus den besseren landschaftlichen Gemälden der niederländischen Schule athmet.

Wie die Kuppel eines Domes über stillen, der Andacht geweihten Räumen, wölbt sich das Firmament über den großen Flächen der wenig belebten Gefilde; in ebenen, weitgebreiteten Plänen dehnen sich grüne Wiesen mit niederen Gräsern nach allen Richtungen, hier einem schneebüchigen Moore oder Buchweizenader, dort den smaragdnen Wellen von Saatfeldern oder dem tiefen Grün der Futtertränken Raum gebend; einzelne Gehölze laufen ab und an aus einer Baumgruppe, auch der Baum einer Dorfsirke predigt seine Spitze empor und in geschlungenen Linien zieht sich bald näher, bald ferner der Gürtel eines Waldes, dessen Kronen mit Laub und mit Nadeln wechseln, und die grüne Fläche dringt allenthalben materlich in die Säume der Gefilde hinein, oder schiebt sich, abnungsvoll wie ein großer Fluß zwischen Bergen, durch die verschiedenen Waldparthien, die sich in der Ferne zu nähen scheinen, um sogleich wieder auseinander zu fliehen. Das alles ist mit so großen Maßstabe angelegt, es liegt eine Ruhe, ein Frieden, ein anheimelnder Zauber über dem allen, daß man sich in stiller Bewunderung dem Eindruck hingibt, und keinen treffenderen Ausdruck dafür zu finden vermag als jenes Wort des Dichters, welches diese Gegenstände das Meer des Landes taufte.

Henriette kam aus dem Innern des Landes, aus einer reichen, lebhaften Stadt, die in anmuthiger Berggegend gelegen war.

Bis vor Kurzem hatte das zweiundzwanzigjährige Mädchen in den glücklichsten Verhältnissen gelebt.

Der Hofrath Roodbusen, ein alter berühmter Arzt und ein reicher, angesehener Mann, wurde von ihr Vater genannt; sie trug seinen Namen, und galt als seine einzige Erbin.

Zwar erinnerte sich Henriette aus ihrer Kindheit, daß sie in einer andern Familie erzogen wurde, wohin der Hofrath häufig kam um sie zu sehen, bis sie mit dem fünften oder sechsten Jahre ganz in sein Haus aufgenommen und in allen Stücken wie seine Tochter gehalten wurde; dies machte ihr indes wenig Gedanken. Der Hofrath liebte es nicht, daß man mehr fragte, als er selbst anregte, und die umfassende, sorgfältige Erziehung, die er Henrietten geben ließ, beschäftigte dieselbe so sehr, seine Liebe war so aufmerksam, so umfassend, daß dem Mädchen wenig Zeit und Veranlassung wurde, über die Ursachen jener Jugenderinnerungen nachzudenken.

Erst vor zwei Jahren trat ein Ereignis ein, welches zuweilen ein Befremden in Henrietten wachrief.

Es erschien ein Baron Auberg zuerst in den Gesellschaften, dann häufiger in dem häuslichen Kreise des Hofraths. Von der ersten Begegnung an zeichnete er Henriette in auffälliger Weise aus. Da er in der Gegend fremd war und keine andere Veranlassung vorzuliegen schien, welche ihn so sehr und so lange an den dortigen Aufenthalt festhielt, so betrachtete Henriette ihn als einen unwillkommenen Abgänger.

Wenn Auberg für Henriette schwärmte, so war das eben nicht befremdend. Ein Mädchen in der Blüthe der Jugend, das mit einer überraschenden, königlichen Schönheit eine seltene Bildung vereinigte, und die Aussicht auf ein reiches Erbe bot, mußte in die Augen fallen. Daß aber nur Auberg ernste Annäherungen machte, während die übrigen jungen Männer ihrer Bekanntschaft trotz aller Beweise der Liebe eine gewisse Zurückhaltung beobachteten, gab Henrietten Anlaß zu ernsteren Nachdenken. Dies vermehrte sich, da der Hofrath sich unverhalten den Bewerbungen Aubergs günstig zeigte, während Henriette der Meinung war, er müsse fühlen, wie wenig ihr feineres, zarteres Wesen zu dem Charakter des Freiern passe. Es fehlte Auberg wohl nicht an der Geistesfreiheit der gesellschaftlichen Manieren, allein die glatten Formen verbedeten nothwendig einen Mangel an Rücksicht und eine Gefühllosigkeit, die vielfach in kleinen Zügen und Aeußerungen große Selbstsucht und kalte Härte gegen Andere an den Tag legte.

Henriette sprach ihre Abneigung gegen den Hofrath entschieden aus.

Roodbusen schien bei den zwei oder drei Malen, da von Auberg die Rede war, etwas auf der Zunge zu haben, das die Erklärung seines Unmuths enthielt. Allein er brach jedesmal davon ab wie von einem Gegenstande, den man lieber auf eine spätere Zeit verschiebt.

Er verschoob zu lange. Ein Schlaganfall betraf ihn und setzte seinem Leben ein plötzliches Ziel. Henriette stand am Lager des Sterbenden und las in dessen Nien eine trampschaste Anstrengung ihr Mittheilungen zu geben; allein die Zunge war gelähmt, und nach kurzer Frist schloßen sich die Augen für immer.

Nach seinem Tode erhielt Henriette, daß der Hofrath weber ihr Vater noch ihr Verwandter war. Fernstehende Personen drängten sich heran und verwiesen ihr das Haus.

Das Gericht schritt ein. Es nahm das Vermögen als eine vorläufig herrenlose Habe in Beschlag und suchte nach Bestimmungen des Hingefahrenen.

Henriette mußte dies als ein Glück preisen. Sie beklagte sich in der Noth der ersten Verwirrung ein Obdach, und später wurde ihr ein Nothpfennig zu Theil, da das Gericht ein billiges Einsehen nahm

und ihr Verweilen im Hause des Hofraths als ein dienstliches Verhältniß aufzufassen, weil sich keine Ansprüche der Pflicht entdecken ließen. Jemand eine Bestimmung zu ihren Gunsten war, wie eifrig man danach suchte, nicht zu finden. Einige Spuren deuteten auf die Abfassung eines letzten Willens hin, allein alles Bestimmte, das zum Vorschein kam, bestand in einer schriftlichen Mittheilung über ihre Herkunft und in einem veriegelten Päckchen mit der Aufschrift „Henriettes Sachen.“

Ehe Henriette von dem Dasein dieser bedeutungsvollen Gegenstände Kunde erhielt, fast unmittelbar nach dem Tode des Hofraths, erschien Baron Auberg noch einmal bei ihr und erneuerte seine Bewerbung um ihre Hand.

Henriette schrieb die Rücksichtslosigkeit, die in der Vernahme eines solchen Schritts während der Trauerzeit lag, auf den Charakter des Barons; sie erklärte in ziemlich derber Weise, daß sie nicht eher über ihre Zukunft entscheiden könne, als bis die Vergangenheit ihres Lebens und damit die Stellung, die sie einnehmen dürfe, aufgeklärt vor ihr läge.

Auberg zuckte spöttisch die Achseln.

„Der weiß ob die Räthsel der Vergangenheit nicht verhängnißvoll für die Zukunft sind!“ bemerkte er mit einem vieldeutigen Lächeln.

Da Henriette unbeugsam blieb, verabschiedete er sich stolz und verließ schon am folgenden Tage die Stadt.

Henriette bedauerte so scharf verfahren zu sein. Vielleicht war Auberg die einzige Person, die von dem Hofrath Aufschlüsse empfangen hätte. Es kam ihr der Gedanke, sich bittweise um Auskunft an ihn zu wenden; allein sie verworf ihn sofort.

Mit Gleichmuth vernahm sie später, daß Auberg als Haupterbe des Hofraths auftrat. Alles was sie aus dem Nachlasse ihres vermeintlichen Vaters zu erwarten hatte, wurde in denselben Tagen in ihre Hände geliefert.

Es war genug, um sie für immer aus den Kreisen zu verbannen, denen sie bis dahin angehört hatte.

Die Aufzeichnungen des Hofraths Roodbusen lauteten:

„Zur Zeit, da ich ärztlicher Vorstand der Wohlthätigkeitsanstalten in H. war, am neunten September des Jahres achtzehnhundert und, meldete mir die Aufseherin, daß am vorigen Abende ein Kind weiblichen Geschlechts im Alter von wenigen Tagen ausgelegt worden sei.“

„Es ist ein so reizendes Geschöpf, sagte sie hinzu, daß die Mutter entweder sehr unglücklich oder entsetzlich gefühllos sein mußte, um sich von dem lieben Wesen zu trennen. Wie weit steht dieselbe hinter der niedrigen Person zurück, die gestern ihr schwächliches Kind zurückforderte, nachdem sie dasselbe erst kurz zuvor in der Anstalt abgegeben hatte!“

„Ich ging das Kind in Augenchein zu nehmen und den Befund in die Bücher einzutragen.“

„Auffälligerweise trug das kleine Mädchen am rechten Arme eine Brandwunde, die durch Vernachlässigung oder die Rühle der Nachkur ein ziemlich bösarigen Charakter angenommen hatte und das Leben des Kindes einige Zeit in Frage stellte.“

„Die Gegenstände, welche bei dem Fintlinge angetroffen waren, beschränkten sich auf ein feines Battisthemd, aus dem die Zeichnung häufig ausgeschnitten schien; eine grobe wollene Decke, welche die gesammte übrige Umhüllung des Kindes bildete, nach sehr gegen das Hemd ab und trug kein Zeichen. Eine feine Schnur am Hals mit einem leichten Medaillon, in dessen Schilde drei Blumen oder Pflanzen eingegraben waren, schien eher vergessen als absichtlich gelassen zu sein. Schriftliche Angaben waren nicht beigelegt.“

„Ich hatte mit dem Kinde mehr als gewöhnlich zu schaffen, da ich ärztliche Pflege desselben beehrte. Das Mädchen war so geduldig, so schön gebildet und schien so vortheilhaft begabt zu sein, daß ich meiner Frau den Vorschlag machte, wir wollten das freundliche Wesen zu uns nehmen.“

„Meine Frau war kinderlos und schwächlich. Sie ging auf den Gedanken ein; nur verlangte sie, daß das Kind erst mehrere Jahre jäh en solle, weil ihr die Pflege eines so jungen Kindes nicht thöulich sei. In Folge dessen ließ ich mir das Kind überantworten, that es in eine gute Familie und nahm es später zu mir, um es als meine eigene Tochter zu erziehen, und zu behaupten, denn meine Frau war mittlerweile gestorben und ich empfand keine Neigung, eine zweite Ehe einzugehen.“

Das Gericht überantwortete eine beglaubigte Abschrift dieser Aufzeichnungen des Hofraths Roodbusen sammt den darin erwähnten Gegenständen Henrietten; Erfindungen, die in H. angefertigt wurden, hatten nur ergeben, daß nie eine Nachfrage nach dem ausgelegten Kinde erhoben war.

So wußte das unglückliche Mädchen jetzt, warum die sie verheirathenden Männer so zurückhaltend gewesen und was den Hofrath Roodbusen bestimmt hatte, ihre Verbindung mit Auberg zu wünschen. Sie sah sich allein und verlassen in der Welt. Nicht einmal einen Familiennamen hatte sie, den sie führen konnte.

Die Behörden thaten was in ihrer

Macht stand. Da der Hofrath eigenhändig die Abschrift niedergelegt hatte, daß er Henriette als Kind betrachtet wollte, so staltete man ihr den Namen desselben beizubehalten, und warf ihr für die letzten sechs oder sieben Jahre ihres Aufenthalts in dem Hause des Hofraths einen möglichst hohen Gehalt aus, der sie wenigstens vor augenblicklicher Noth sicherte.

Der furchtbare Wechsel des Schicksals drückte auf Henriettes Gemüth; am meisten litt sie unter dem scheinbaren Mitleid, welches man ihr bewies um ihr an die Hand zu geben, daß man sie in den Häusern ihrer bisherigen Bekanntschaft nicht mehr mit der früheren Vertraulichkeit empfangen könne. Sie entschloß sich so rasch als möglich die eigenen Kräfte zu versuchen mit den geistigen Schätzen, welche sie dem Hofrath verdankte, eine neue Lebensstellung zu erstreben.

Nach kurzem Harren fügt es sich, daß in der Gegend von H., dem Orte, in welchem nach den Mittheilungen des Hofraths Henriettes Schicksal sich abgespielt hatte, eine gebildete junge Dame gesucht wurde, nun der kränklichen Gebieterin eines adelichen Gutes als Witwenschaft und Stellvertreterin beizustehen.

Henriette empfand keine Neigung in dieses Verhältniß einzutreten, weil sie durch dasselbe in eine Gegend versetzt wurde, die ihr durch die traurigen Erinnerungen verleidet war und deren eintöniger Charakter weniger für ihre niedergebückte Gemüthsstimmung geeignet schien. Allein der Kanzleirath Sebrecht, ein wohlmeinender Gerichtsbeamter und Hausfreund Roodbusens, gab ihr ermunternde Versicherungen über die Menschen u. Verhältnisse der angebotenen Stellung, wie über die Gesundheit und Annehmlichkeit der Gegend. So sagte sie, wenn auch mit bescheidenem Herzen zu.

2.

Die Schwalben kehren wieder.

Kann es Wunder nehmen, daß Henriette nicht allzu glücklich gestimmt war, als der herrschaftliche Wagen sie von der letzten Bahnstelle nach dem Orte ihrer neuen Bestimmung führte?

Aus der süßen Gegend ihres bisherigen Aufenthalts hatte der Dampfzug sie tagelang durch flaches Land geführt; nirgend aber empfand man die Armut der Naturschönheiten härter als auf Eisenbahnen. Die abspannende Wirkung der Erschütterungen des Schienenwegs auf die Nerven, der gepreßte Aufenthalt im dampfenden Wagen, das häufige Anhalten mit den gleichmäßigen Wiederholungen des Dienstes, das unruhige, hastige Eintreten und Aussteigen der Reisenden wirkte auf die Dauer eine Plage und wird doppelt abspannend, wenn der Blick nach außen wechselnd denselben Eindruck von den vorüberfliegenden Landschaften empfängt.

Erst die letzte Strecke, welche Henriette in dem Wagen des Gutes zurücklegte, hatte sie ein wenig von der Stumpfheit ihrer Empfindungen erlöst. Die langsamere Bewegung gestattete ihr eine dauernde Betrachtung der Umgebung, und diese war mannigfaltiger und erquickender. Sie begann ihre trüben Gedanken zu vergessen und den Frieden in ihr Gemüth aufzunehmen, der über der Landschaft lag.

Da sprengte der Reiter an den Wagen und rief mit einem Worte alle peinlichen Erinnerungen wieder wach.

„Sie sind die neue Mamsell“, hatte er gesagt.

Dieses vorkommene Wort, das allmählig eine üble, wenigstens eine unangenehme Nebenbedeutung erhalten, rief ihr mit einem Schlage den Gegenfag zwischen ihrem bisherigen und dem bevorstehenden Lebensgange zurück, und wälzte zum ersten Male das drückende Gefühl der Abhängigkeit auf ihre Brust.

Zum Glück entfernte sich der Reiter so rasch wie er erschienen war, sonst wäre Henriette statt in Worte in Thränen ausgebrochen; so unglücklich fühlte sie sich unter dem Einflusse der musternden Augen des Reiters, dessen zusammengekauertes Wesen auf hochgebaute Rössen ihr wie ein Dämon vorfam, dem sie verfallen wäre und der an der Grenze seines Reiches erschiene, um das ihm geweihte Opfer in Empfang zu nehmen.

Für eine frei entwickelte, an keine Unterordnung unter fremde Willkür gewöhnte Seele das Bewußtsein einer plötzlich verhängten Abhängigkeit etwas so Niederdrückendes, daß Henriettes sprachlose Verwirrung bei der unerwarteten Erinnerung an den Mamsellenstand, dem sie entgegen ging, nicht zu verwundern war.

Die Ansprache des Kutschers gab ihr die Fassung zurück.

Sie schämte sich ihrer Schwäche und nahm sich vor, die kleinen Unannehmlichkeiten ihres neuen Standes mit Gleichmuth zu ertragen. Es fiel ihr ein, daß der Kanzleirath Sebrecht sie auf den eiferfüchtigen Unterschied aufmerksam gemacht hatte, womit man in dieser Gegend die adeliche Geburt und das bürgerliche Herkommen trennte. Der Titel eines Fräuleins galt als ein Vorrecht des Adels; die niedrige Dienerschaft wurde als Jungfer angerechnet; gebildete Damen, Erzieherinnen und adeliche Personen, deren Namen das Wörtchen „von“ nicht führte, mußten sich mit dem hängen gebenen, französischen Mamsell begnügen.

Bis hierher hatte der Kutscher den Weg

schweigend zurückgelegt. Entweder theilte er die Eigenheit dieser Art von Leuten, daß sie sich fremd und unbehaglich fühlen, so lange sie nicht innerhalb der Grenzen ihres gewohnten Berufs weilen, oder das stumme Verweilen der Mamsell hatte sich auf ihn übertragen.

Nun er das erste Wort gefunden, begann er gesprächig zu werden.

Er drehte sich quer auf dem Bode und gab Henrietten allerlei Mittheilungen über die Ausdehnung des Gutes, das einen der besten und vornehmsten Ritterhöfe im Lande bildete, über Aeder und Felder, und endlich kam er auch auf die Menschen zu sprechen.

„Sie werden es hier gut haben“, meinte er; „wir sind nur wenige Personen, das heißt, die Herrschaft und was ins Schloß gehört. Die Knechte und Diensteute gehen Sie nichts an. Die vorige Mamsell ist viele Jahre bei uns gewesen und wenn sie sich nicht verheirathen wollte, so wäre sie noch lange nicht gegangen.“

„Die gnädige Frau kümmert sich wenig um das Hauswesen?“ fragte Henriette, die auf die Gesprächigkeit des Kutschers einging, um einige vorbereitende Winke zu erbischen.

„Die Frau Baronin“, verbesserte der Kutscher: „nun, sie thut was sie kann, aber ihre Gesundheit läßt sie nicht weit kommen.“

„So, ist sie kränklich?“

Der Kutscher zuckte die Achseln.

„Krank soll sie wohl nicht sein. So lange ich im Dienst bin und das ist doch schon eine Reihe von Jahren, kommt der Arzt nur wegen des gnädigen Fräuleins.“

„Was ist denn mit ihr?“

„Nun, Sie werden ja sehen. Wenn ich nach meinem dummen Verstande sprechen soll, so meine ich, sie hämst sich. Daran mag der Sohn schuld sein.“

„Der Reiter von vorn?“

Der Kutscher nickte.

„Der andere war der alte Baron, der Vater. Sehen Sie, die Frau Baronin ist eine stille sanfte Frau und der junge Baron ein bißchen wild. Die Leute fürchten ihn, weil er leicht aufwacht und gelegentlich wohl auch mit der Heppigkeit drein schlägt, wenn ihm etwas nicht recht ist, denn Widerspruch kann er nicht ertragen. Nun, man ist das so gewohnt. Sonst läßt sich schon mit ihm auskommen, und wenn er die Laune hat, kann man dreist mit ihm spassen. Es ist viel Blut vom Vater drinn. Am meisten fürchten ihn die Mädchen.“

Henriette schwieg. Sie war zu schüchtern, um die letzte Bemerkung, die ihr einige Unruhe machte, weiter zu verfolgen.

Der Kutscher, dessen Zunge in Fluß gekommen war, fuhr fort:

„Da ist das gnädige Fräulein anderer Art; ganz wie die gnädige Mama, still und lieb mit den Leuten. Schade, daß sie so übel daran ist.“

„Leidet sie an der Brust?“

Der Kutscher schüttelte den Kopf.

„Ich will es Ihnen lieber sagen“, fuhr er nach einigem Bedenken fort; „denn erfahren werden Sie es ja doch und es könnte Sie schlimm überraschen, wenn es Ihnen unvorbereitet käme. Aber verrathen Sie mich nicht! Sie hat die fallende Sucht.“

Henriette fühlte sich mitleidig ergriffen. Sie hatte bei dem Hofrath manche Erfahrungen über die traurigen Zufälle epileptischer Leiden gemacht.

„So jung und reich und so unglücklich!“ seufzte sie. „Wie alt ist das gnädige Fräulein?“

„Zweiundzwanzig“, versetzte der Kutscher.

Gerade so alt wie ich, dachte Henriette; laut sagte sie hinzu:

„Und da ist keine Hilfe?“

Der Kutscher warf den Kopf auf die Seite.

„Unser alter Klaus, der Schäfer, der mehr versteht als mancher Arzt und schon viele kurtirt hat, meint, daß er wohl helfen könnte. Aber dem vertraut sich die Herrschaft nicht an. Der Junker ist ihm schon auffällig, wenn er beim Vieh weiter geht als seine Schafe. Vielleicht meint Klaus, daß es sich gäbe, wenn sie heirathete. Aber dazu ist wenig Aussicht.“

„Ist ihr Zustand so bedenklich?“

„Nun, sonst wohl nicht“, sagte der Kutscher mit bedenklichem Kopfschütteln, und zögernd fuhr er fort: „Mamsell wissen nicht, daß der herrschaftliche Hof Lehnputz ist und weil es ein Manneslehen ist, auf den letzten Augenpaare steht, sobald der alte Herr Baron das Zeitliche segnet. Die gnädige Frau weiß, daß das fränkische Fräulein keine goldenen Tage beim Junker haben wird, drum möchte sie bei Zeiten für dasselbe sorgen, aber wer will die Arme betheuern? Sie erhält nichts als eine Abfindung, die nicht allzu hoch bemessen sein wird. Freilich gäbe das Gut schon mehr her, wenn der Junker wollte; aber er will nicht.“

Der Kutscher unterbrach sich um mit dem Ausruf: „Et, wie im Plaudern der Weg schwindet!“ sich ordnungsmäßig zu recht zu setzen und die Pferde in eine Einfahrtallee von hohen Kastanienbäumen zu lenken, die zum herrschaftlichen Hause führte, während die verlassen Straße den Zugang zu den Wirtschaftsbauwerken bildete, an denen entlang sie weiter verlief. An verschiedenen Punkten standen

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

Die Ereignisse in Spanien sind noch immer derart, daß sie fast ausschließlich das Interesse der Welt auf sich ziehen.

Der große amerikanische Republikaner, von welcher Spanien's freisinnige provisorische Regierung offiziell anerkannt wurde. In einem Telegramm vom 4. Oktober erbat sich der amerikanische Gesandte in Madrid, Grenator Hale, Instruktionen von Washington in Anbetracht der politischen Situation in Madrid. Herr Seward ertheilte am 5. Oktober, ebenfalls auf telegraphischem Wege, die erbetenen Instruktionen. Und nun telegraphirt der Gesandte, daß er in Gemäßheit derselben die neue spanische Regierung anerkannt habe. Von Seiten unserer Regierung ward diese Anerkennung, wie ausdrücklich von Washington gemeldet wird, sogleich bestätigt, und das offizielle Blatt in Madrid theilte sie ebenfalls mit. Nach seiner Darstellung wurde dabei zwischen Herrn Hale und dem Regierenden Marquis Serrano folgendes verhandelt:

Hale gratulirte im Namen der Vereinigten Staaten der provisorischen Regierung und dem Volke Spaniens zu ihrem Erfolge in einer Revolution, die sich durch so großartige Dimensionen auszeichnete. Mit Vergnügen erwiderte er jetzt den Gruß, womit Spanien einst die Vereinigten Staaten bei ihrem Eintritte in die Familienfreier und souveräner Völker begrüßte. Die Beziehungen zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten seien stets freundlich gewesen. Unter den jetzigen Umständen werde er Alles aufbieten, um die Freundschaft zwischen den zwei Völkern zu vermehren. Marquis Serrano erwiderte: „Mitten unter den Trümmern der alten Herrschaft werde ein Bau errichtet werden, welcher der Zustimmung und Sympathie der Vereinigten Staaten würdig sein dürfte. Spanien verdiene und bedürfe jetzt die Unterstützung aller freien Nationen, und die der amerikanischen Regierung werde besonders hoch geschätzt. Diese Unterstützung werde dazu dienen, daß die Beziehungen zwischen zwei Nationen unverletzt aufrechterhalten werden, welche beide nach einander das Prinzip der nationalen Souveränität beanspruchten und ausübten.“

Die provisorische Regierung Spaniens verdient die offizielle Anerkennung der Vereinigten Staaten vollkommen. Denn sie hat bis jetzt Weisheit, Liberalität und Festigkeit gezeigt inmitten der großen Schwierigkeiten, welche ihr durch die Bourbonen- und Priesterherrschaft verbeigegeben und durch den letzten Mißwachs noch vermehrte Zerrüttung des Landes bereitet.

Ein besseres Schulsystem, Religionsfreiheit, Pressefreiheit, Gleichheit aller vor dem Gesetze, Recht auf Prozeßierung vor Geschworenen, allgemeines Stimmrecht, Decentralisation der Administration, Unverletzlichkeit der Privatwohnung, Heiligkeit des Briefgeheimnisses, Abschaffung der Todesstrafe, diese bis jetzt hier bekannt gewordenen von der provisorischen Regierung proklamirten Reformen beweisen gewiß, daß sie auf der Höhe der Zeit steht.

Und sie sind nicht bloß papiern. So haben ja z. B. auf des Programm der provisorischen Regierung die Behörden von Sevilla die Religionsfreiheit gleich auch praktisch anerkannt, indem sie die Erlaubnis zur Errichtung protestantischer Kirchen innerhalb der Stadtmauern gaben. Unter der Regierung Jhabellens war es den Protestanten nicht nur nicht gestattet, Kirchen zu bauen, sondern sie durften sich nicht einmal zum Privatgottesdienste versammeln; sogar das Lesen protestantischer Bücher war verboten. Wegen Verletzung dieser durch den Einfluß des katholischen Klerus entstandenen Verordnungen befanden sich beim Ausbruch der neuen Revolution mehrere Protestanten im Gefängnis, und nur der Sieg der Revolution befreite sie.

Erfolich bemüht sich die provisorische Regierung, das von den Bourbonen zurückgelassene Stützmittel der Inwegräume und durch freie öffentliche und humane Institutionen zu ersetzen. Darum verdient sie die wärmste moralische Unterstützung der Vereinigten Staaten.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Der vorstehende Titel ist klar und bündig und unsere Leser werden deshalb jetzt mit positiver Sicherheit erwarten, daß wir ihnen die Ereignisse in Stadt und Staat gewissenhaft erzählen. Wie aber, wenn gar keine Ereignisse vorgefallen sind? Aus Nichts, Etwas zu machen, war unser Herrgott vorbehalten und so leidet es uns thut, müssen wir dennoch diesmal unsere Leser auf bessere und für Zeitungsreiber ergiebigeren Zeiten vertrösten. Trop ihrer Ereignislosigkeit war die letzte Woche dennoch nicht uninteressant; die Wahlen, welche in verschiedenen Staaten stattfanden, hielten sämtliche Politiker und Nicht-Politiker in einer Aufregung, die noch immer nicht abgenommen hat. Hoffentlich geht es in nächster Woche gemüthlicher her.

Von der Insel Wight.

Diese Insel ist bekanntlich der Versammlungsort für die fashionable Welt in London, und deshalb haben die lieben Schauspielerinnen der kleinen Theater Londons die diesjährige Saison der Villégiatur, oder vielmehr, wie man jetzt anfangt zu sagen, Aquilegiatur, daselbst benutzt, um zu Cowes einen Wohlthätigkeits-Bazar zu errichten, wo sie dem Gebrauch gemäß die wichtigsten Dinge so theuer als möglich zu verkaufen suchen. Mögen nun Frauen der vornehmen Welt oder Damen vom Theater bei dieser Art von Verkauf präsidiren, darüber ist man längst auf beiden Seiten des Kanals einig, daß man keinen, realen Handel, sondern eine Art wohlthätiges Brigantenthum bezweckt, um seine Kunden mit dem süßesten Lächeln und dem feinsten Anstande zum besten der Armen zu blündern. Unter allen unwiderstehlichen Verkäuferinnen des kleinen Bazar's zu Cowes zeichnen sich Miss Pauline Martbam vom „Athen“, und Miss Nelly Thompson vom Haymarket-Theater am meisten durch ihre weisigen Erfindungen aus.

Miss Pauline oder vielmehr Polly verkauft Küsse.....

Shocking!

„A, gar nicht shocking, wie sie sehen werden.“

„Mein Herr!“ sagt die niedliche Verkäuferin mit dem bezauberndsten Lächeln ihres feinen Mundes, „wünschten Sie einen Kuß, das Stück einen Vier oder 25 Franks?“ Wer könnte solchem Anerbieten widerstehen. Der Handel wird geschlossen: Miss Polly nimmt zuerst das Geld in Empfang, denn sie ist so vorzüglich, daß sie zuerst bezahlen zu lassen. Ihr Kuß ist in Empfang zu nehmen. Miss Polly nimmt ein weißes Blattchen Papier, drückt es an ihre rothen Lippen, faltet es schnell zusammen, damit nichts davon verloren gehe. „Hier, mein Herr! Ihr Kuß.“

Miss Nelly kommt dagegen nicht so leicht davon, wenigstens schickt sie Euch nicht mit trockenem Munde fort. Sie bat auch einen Handelsartikel neuerer Art, für galante Kavaliere berechnet, erfinden. Sie verkauft Cigarren und bietet sie Euch mit ein Paar so dunkelglühenden Augen an, daß ihr glaubt, dieselben daran anzünden zu können.

„Wünschen Sie die Cigarre trocken oder feucht?“ (dry or wet?) Wenn Ihr antwortet: „feucht“ benezt der kleine Schelm mit der rothen Zungenzunge das Ende der Cigarre und überreicht sie Euch. „So Herr das macht 25 Franks.“ Die Armen von Cowes finden großen Geschmack an dieser Komödie. Doch was sage ich! Es giebt keine Armen zu Cowes mehr.

Die Größe einer Lichtscheere richtet sich nach der Personenzahl. Ein geiziger Engländer fauchte eine überaus kleine Lichtscheere. „Die können Sie nicht brauchen“, sagte man ihm, „sie ist ja viel zu klein.“ „Groß genug, für eine Person.“

Freimaurerei. „Wie geht es Ihrem Bruder?“ fragte Jemand ein Mädchen, deren Bruder sich in Amerika befindet. „Recht gut“, erwiderte diese, „er konnte sich durch Unterricht nicht erhalten, lernte aber eine Profession, nämlich die Freimaurerei.“

Mina's Einfall in Spanien, im Herbst des Jahres 1830, scheiterte durch Balde's unüberlegtes Benehmen. Um die aus dem ihm drohenden Unglück zu retten, stürzte er sich selbst in die größte Gefahr. Mina, von allen Seiten verfolgt durch spanische Royalisten, ließ den kleinen Haufen, mit dem er sich zurückgezogen, sich zerstreuen, er bezieht keinen bei sich, außer seinen Adjutanten Mera, einen alten Priester und einen alten Bedienten. Unter Mangel und Elend wanderten sie im Gebirge umher, jede Minute in Gefahr, in die Hände des Feindes zu fallen. Einst sah sein Adjutant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblickten. Er verlor die Gegenwart des Feindes nicht, u. sprach zu ihnen: „Bleibt ruhig stehen!“ Sie gehorchten. Zuerst trat er dem Trupp entgegen; als er dicht vor ihm stand, fragte er mit festem Ton: „Zu welchem Corps gehört diese Abtheilung?“

Der Anführer stupte; er kannte Mina nicht, und wußte nicht, wer ihn auf so gebieterische Weise fragte. Mina, es bemerkend, stellte sich zornig und rief mit einem Glucke: „Mein Herr! Ich frage Sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?“ Der Officier, nicht zweifelnd, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiderte kleinlaut: „Wir gehören zu Juanito's Corps.“ „Was zum Henker bringt Sie denn hierher?“ fuhr Mina fort; „gehen Sie auf der Stelle zu Ihrem Corps zurück!“ Der Anführer, dem dieser Befehl ganz unverständlich kam, zauderte. Da schrie Mina gebieterisch: „Zum T.....! muß ich's Ihnen noch wiederholen? Gleich marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam wird Ihnen theuer zu stehen kommen.“ Der Officier verbeugte sich und gehorchte.

Migrauten. Der immer nur mit Kant, Gall und Lavater spricht, — der wird verzagt und traut dem eig'nen Schatzen nicht.

Messbericht aus Leipzig.

Ich bezahle nicht!
Du bezahlst nicht!
Er bezahlt nicht!
Wir bezahlen nicht!
Ihr bezahlt nicht!
Sie bezahlen nicht!

Mir und mich. Eine Schilderung aus Hannover in der Allgemeinen Zeitung erzählt von einem alten hannoverschen General, der mit dem Dativ und Accusativ auf sehr gespanntem Fuße lebte. Er fragte einmal vor Jahren einen Maler auf der Ausstellung: „Von wem ist das Bild da?“

„Von mir, Excellenz“, versetzte der Künstler.

„Ab, von Mir, das ist der bekannte Niederländer, nicht?“ war die Antwort.

„Excellenz verzeihen“, sammelte der verwirrte Künstler, der keinen andern Ausweg sah, sich als den Maler des Bildes dem Bewußtsein des alten Hauptmanns deutlich zu machen, „verzeihen Excellenz — es ist — von mich!“

„Ab so, von Sie! nun das freut mich.“

Minuten. Fünf Minuten braucht gerade ein Müßiggänger, um seine Pantoffeln anzuziehen; ein Wechsel, 20,000 Thaler zu gewinnen; ein Arzt, ein Schnupfen in eine Entzündung zu verwandeln; ein großer Feldherr, das Schicksal eines Reichs zu entscheiden; eine Coquette, einen braven Mann hinter's Licht zu führen, und ein Mann von Geismad, ein schlechtes Buch zu beurtheilen.

Folgende Heiraths-Eigenen wurden im Laufe der letzten mit dem 16. October endenden Woche aufgegeben:

Frederick Wall mit Minerva Afers
Chas. H. Ramle mit Henrietta Miller.
Chas. Reyerle mit Mary Schmidt.
Simpson Arnold mit Susan Harrison.
Gawr. C. Robinson mit Amelia H. Wesley.
J. Hor. Terry mit Annie McCawley.
Sam. Rieder mit Sabine Girch.
Jacob V. Schindler mit Mary Annie Ederle.
Alfred Stinson mit Annie Ann Arnold.
Morris Hansbrough mit Amelia Hubbard.
John H. Dillies mit Mary C. Zahner.
Evan Martin mit Magdalena Brun.
D. McCray mit Anne C.
Jacob Hebbert mit Ernestina Aneth.
Philip Knewitz mit Mina Engel.

Seit letzten Samstag wurden in Jefferson County folgende Grundeigenthums-Vertragungen registrirt:

J. E. Neal an J. L. Warren, 40 bei 18 Fuß, 8. Straße, zwischen Kent und Breckinridge.....	3860.00
Wm. Landon an Mary C. Ragland, 1 1/2 Acker in Jefferson County.....	390.00
Wm. Platt an S. P. Walters, Co., 50 bei 200, Canthorn, zwischen 8. und 9. Straße.....	1800.00
A. Kerr an Jno. Duff, 25 bei 70, Croghan, zwischen 19. und 20. Str. Sarah McArthur an Wm. Martin, 224 bei 105 1/2, Straße, zwischen Croghan und Walnut.....	1000.00
C. E. Dorley an S. C. Knappert, 160 1/2 Acker in Jefferson County.....	18000.00
J. E. Able an J. Peter u. Co., 25 bei 100, Clay, zwischen Vabell und Chestnut Straße.....	1250.00
Margt. Diederle an Jno. Arnold, 204 bei 140, Marshall Straße zwischen Campbell und Benz.....	75.00
J. A. Whelan an S. Duppen, 60 bei 120, 16. Straße, zwischen Main und Moor.....	1074.93
A. Bernhauser an Jno. Barman, 29 bei 95, Eberhard und Campbell Str. Cordelia W. Wyatt an C. Dennis, 45 bei 2 1/2, 4. Straße, zwischen Fort und Breckinridge.....	11000.00
Peter Campbell an H. C. Goring, 130 1/2 Acker in Jefferson County.....	4000.00
W. W. Ford an J. Johnston, 17 1/2 Acker in Jefferson County.....	3500.00
A. J. Hildebrand an Hugh Winkler, 23 bei 204, Jefferson Straße zwischen Hancock und Clay.....	12000.00
A. Wilhelm an Margt. Simon, 22 bei 195, Main, zwischen 17. und 18. Straße.....	1100.00
J. und W. Pfeiffer an A. C. Weber, 25 bei 120, Jacob, zwischen Preston und Floyd.....	1500.00
H. C. Goring an Edw. Campbell, 25 bei 95, Brecken und Washington Straße.....	2500.00
G. C. Knappert an S. C. Dorley, 90 bei 200, Market zwischen Campbell und Benz.....	25000.00
J. Danner und Breckenberger, 21 1/2 bei 100, 20. Straße, zwischen Markt und Main.....	450.00
J. Wong an J. J. Kerritt, 29 bei 100, 19. Straße, südlich von Barney Straße.....	1860.00
Edw. Lattis an Jos. Rye, 20 bei 100, Shelby Straße, zwischen Marshall und Walnut.....	2600.00
D. Moor an Wm. Butler, 25 bei 185, Kentucky Straße, zwischen 15. und 16. Straße.....	875.00
A. Samuelson an Jacob Burberger, 37 bei 102, 7. Straße, zwischen Walnut und Croghan.....	7750.00
Wm. Miller an W. J. Schork, 1 1/2 Acker in Jefferson County.....	215.00

Tägliche Briefliste vom 18. October.

Bachmann Heinrich	Leib C. H.
Bibelhauser George	Lieber Wm. Joe
Budert W.	Lühr Wm. A.
Dörfler Chas.	Maurer Herman
Engelbach Theo.	Woodman Robert
Frank Joseph	Obermeier W. u. Co.
Frederer W. G.	Regenauer Peter
Hoeh Anne	Rint W. (Künstler)
Frank Rosa	Schray Wm. C.
Häcker Ludwig	Schury Louis
Krip Louis	Schilling R.
Kamp W.	Stein Victor
Kaberecht Wm.	Speyer Simon
Kochbach John	Weber Otto
Kopf Fr. J.	Wieder C. H.
Kolz Elisabeth	Willenberg Bernhard
Krupp Henry	Zulow Geo. V.
Kolz Philip	Zeller John

3 u. 3. Speed, Postmeister.

Neue Anzeigen.

Seneca-Stamm No. 9, J. O. R. M. Die Mitglieder des Stammes, sowie die der Schwester-Stämme sind hierdurch eingeladen, am Montag Abend, den 19. October, in ihrer Halle zu versammeln, um dem Vortrage des P. S. — „Was, Hebel, über das Wette des Orients beizumessen.“ — 1771.

Notiz.

Vorschläge für das Graben von 2000 Fodern für Fener-Plätzen, nahe der 26. Straße und Broadway, werden entgegengenommen von G. T. Ingram u. Co., 108 Jeffersonstraße, nahe der Fronten.

Dampf-Färberei und Putz-Geschäft zu verkaufen oder zu verrenten.

Die beschriebene, in ein anderes Geschäft zu verrenten, so wie ich mich, als ein Kunstschaff, errenten, Dampf-Färberei und Putz-Geschäft zu verkaufen oder zu verrenten, so wie ich mich, als ein Kunstschaff, errenten, Dampf-Färberei und Putz-Geschäft zu verkaufen oder zu verrenten, so wie ich mich, als ein Kunstschaff, errenten.

W. Rapp's

Familien-Grocerie

und Wein- und Bier-Wirtschaft.

Edle der Marshall und Greenstraße. Uebrigstenfalls durch W. Rapp.

1813

Louisville Theater.

(Max Marek.)

Grosse Combination

italienischen und deutschen

Oper.

Gröfnung am Montag Abend, den

2. November. 1818

Empire Saloon

— 31 —

Otto Brohm,

No. 33 vierte Straße, zwischen Main u. Markt.

Rheinwein, 10 Cts. per Schoppen, Phönix

Bier No. 1 und die ausgelieferten Kistern.

1817

Schwaben-Kirchweih-Land!

Am Sonntag, den 18. Octbr.,

Bormittags neun Uhr.

Feiere ich für meine Wähe zur Feier

der Schwabenkirchweih einen delikaten

Land, bestehend aus Fleischbuden, Sauerbraten, Schme-

braten, Kuchen, etc. etc.

Das beste Lagerbier und andere gute Getränke werden

hierbei versorgt. So laßt ergehen ein

Edm. Weidling,

Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr.

Kahr's Exchange,

drüfte Straße, zwischen Main und Markt.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

W. Kahr, Wirt, 126 Marktstraße, zwischen 8. und 9. Str.

1817

Deutsches Theater

— in der —

Turn-Halle.

Unternehmer..... John Self.

Musik-Director..... Herr Zerbach.

Regisseur..... Herr W. Hahn.

Sonntag, den 1. October 1868.

SACRED CONCERT!

(Mit neuen Costümen.)

Glückliche Menschen.

Kapitel in 2 Acten nach Webster und Dumas, vom Königlich preussischen Hofrath L. Schreier.

Ort der Handlung: Eine Wähe bei dem Vordorfe Marie.

Zeit: 1771.

Hierauf: Zum ersten Male

Ein Kinderwagen.

Schwan mit Gefang von Hahn.

Scene: Fremden vor der Thore in Berlin.

Zum Schluß:

(Das erste Mal mit dieser Ausstattung)

Des Sängers Fluch.

Ballade von Ludwig Uhland, mit melodramatischer Begleitung von Kapellmeister, im Costüm des alten Sängers, vortragend von W. Hahn.

11 Uhr. Preise der Plätze 25 Cts. durch den ganzen Saal.

Eröffnung 11 Uhr. Anfang 8 Uhr.

Einen der genussvollsten Abende der ganzen Saison mit

Stachelmeier.

Traveltown, in America, schräg in's
Winfelche.

Oktober 17. 1868.

Beliebte Redaction!

Na nu aber soll doch gleich ein heiliger
Pferdeschlag rinfchlagen, o' war wieder mal
Nische. It hab elefionirt wie dat heil-
lige Reizdonnerwetter noch emal, id war
in Indiana in alle Städte un horrähte
wie een drummer Junge: „Blair, Blair,
Blair, Blair,“ und wurde ganz heiser,
aber et hat Allens Nische jeneriert. Die
Zeit sind dort unten beinahe so dumm, wie
Sie, beliebte Redaction, die Sie jetzt och
noch immer für den Schnurrbart Frant
schwärmten. In New Albany, war id
och bei die große republikanische Demon-
stration, et sah ganz jut aus, aber die
New-Albany Mädchen haben mich ollen
Knasterbart noch velle besser jefallen, mit
zwei von die Mädchen bin id sogar spa-
zieren jefangen, wat mir wieder in die
Zeiten von meine Schwimmljugend zu-
rückführt. Herrjott, wenn dat aber
meine Olle müßt, id floobe, id schämte
mir die Dogen aus'm Kopp.

Und napu will id Sie man noch blos
verjählen, wat hier in Louisville Allens
paßiert is, wie et bekannt wurde, dat un-
ser liebstes Sinnbild, der demokratische
Kaufer sich dat Jend jefochsen hat. In
Ihre Zeitung habe id jefehen, dat jefewie
Leute auswandert sind nach dem Salz-
fluß, dat is allerdings wahr, aber es jing
nich so zu, wie Sie et beschreiben hatten.
Sie haben nämlich versehen zu sagen,
wat uf'm Steamboot paßiert is. Da war
id selbst drauf, als Beiliedtragender und
habe mir jech an der Urd und Stelle die Uf-
zeichnungen jefmacht.

Die Allens uf'm Dampfer still an die
Kümmelpulle lufchte, hat der Feldmar-
schall sich eenen: „Rooh Du ihm“ an-
jefunden und als die andern dat merkten,
haben sie ihm als einen verlappten Frant-
mann über Bord schmeißen wollen. Na-
türlich hat er in seine Dohedangst in eenem
Fort blähr, blähr, blähr jefchrien,
wat sein Jüch war, denn das rettete ihm's
Leben, weil Alle fürchterlich wie Bahn-
sinige lachen mußten, als dat Gebälhr
ertönte. Unnerwegs hat noch der—
er einen Dohdenpolla commandiert, an dem
alle theilnahmen in't Kugelduckstüm, id
selbst danzte och mit; trat aber meine
Vorberammer immer edlich uf d: Hü-
neroogen, dat se mir als verdächtig an't
Land setten, wat id dem Pifete, der an
dem Allem Schuld war, mein Lebtag nich
mehr verjesse.

Gen ander mal will id Ihne jern mehr
über dat Allens schreiben, aberst heute
kann id nich mehr, weil id als jefredner
in die demokratische Versammlung muß
und eene Rede reden werde über den er-
sten Demokraten Adam, und den letzten
Demokraten Blair, womit id mir jechne
als Jür demokratischer

Stachelmeier,
mit und ohne Verzeiwung.

Schermentau, den 16. Oct.
Gelehrte Redaction!

Da se schon lange nichst von mir ge-
hert haben, so neme id mir die Freiheit
ihn mitzutheilen dat id in die lepte Zeit
viel mit der demokratischen Politik zu dühn
hatte, weshalb id mir nich in Omnibus
setzen lassen wollte, id bin seit der Zeit
immer zu Fuß gelooft, aber jekt wo die
Sache och klappen kennt, wer id mal wi-
der mitfahren. Id bin ganz eichaffiert
der die Republikaner uns allens für die
Nase weggeschnappt haben, blos Indiana
noch nich, da sehn noch die Reports von
drei Kauntes un nemlich Poppoh, Poff
und empty Boble Kount un deshalb wird
sich der wohl noch zu unsern Junsen sel-
len für Pensilvohien un Ohio geben wir
nich so viel, id globe immer noch dat Sieg-
moht un Blehr rin kommen, wie Demo-
craten müssen noch en bisten elefioniren
un det verstehen wir aus en ff, id sage
ihue et wehre uns jar nich so schlecht ge-
gangen, betten wir blos den Notelman
bei unsere Parthei behalten, aber der hat
sich bei den Temprenler in Mesafchuzet
anwerben lassen un reist jekt ins Land
rum als abschredendes Beispiel von die
Trunkendohligkeit un det hat uns viel ge-
schadet, id sage ihn det mag allens noch
gut ausloosen, id seze den Fall dat der
Frant wirflich (wat noch sehr zu zweifeln
is) elekt wird, und sich vornimmt een or-
entlicher Mensch zu werden, un sich ganz
strenge an die Constitution hält, dann
bin id och zufrieden. Id bin ganz ge-
spand von alle die Ketten die gemacht sind.
Hüte, Stittel, Geld un alle Sorten von
verschiedene Getränke wie det noch Allens
jefteilt wird, wes der Deibel, id sage
Ihn et get Mandchen der beste Theil vom
Kerper mit Trundeis, id fan nich viel
verliere ich habe blos Vollen gewet.

Mit Achtung Ihr ergebener
August Pifete,
mit en Disappointment.

Keine Kleinigkeit. „Nun gnädige
Frau, wie gefällt Ihnen die neue Oper?“
„Sehr gut.“
„Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, ein
solches Werk zu schaffen.“
„Es ist aber auch wahrhaftig keine Klein-
igkeit, es anzuhören.“

Danksagung.

Im Namen von velle Demokraten neh-
me id mir hiermit die Freiheit, die Re-
publicaner, wo mit unsere Leiden Mitleid
zeigten un unsere Prozeffion nachsahen,
meinen tiefjefühltesten Dank auszuspre-
chen. Wenn einmal die Zeit kommt, wo
die Republikaner zum Salzfluß marsch-
ren, dann werde id un velle Demokraten
zu Jgenddienste bereit sein.

Mit allen Respect Ihr
Pifete,
vorläufig sehr disappointet.

Man überwache die Kutscher.

Die englische Zeitschrift „Once a Week“
erzählt unter der Rubrik „Tablo Talk“
die folgende Anekdote:

Eine sehr eigenthümliche alte Dame be-
saß ein Paar außerordentlich hübsche
Pferde, die an einen höchst eleganten Wa-
gen gespannt wurden, dessen sich die er-
wähnte Dame wöchentlich zweimal be-
diente, um eine Spazierfahrt in's Freie
zu machen. Unter diesen Umständen
würde man sich nun eingebildet haben,
daß diese außerordentlich hübschen Pferde
ihre Schönheit hätten beibehalten müssen.
Dem war aber nicht so; die Pferde verlo-
ren ihre Schönheit und was das Wunder-
barste bei den Pferden war, die fast gar
keine Arbeit zu verrichten hatten, sie wur-
den von Tag zu Tag magerer. Sie wur-
den so mager, daß sie vielleicht ganz ver-
schwunden sein würden, hätte jene eigen-
thümliche alte Dame, ebe es dahin kam,
nicht Notiz davon genommen.

„John“, sagte sie eines Tages zu dem
Kutscher, „sind diese Pferde nicht sehr
mager?“

„Ein wenig, Madame“, antwortete
John, der eben nicht auf seiner Hut war.
Gleich nachher war er ärgerlich, daß er
die paar Worte gesagt hatte.

„Ei“, fuhr die Dame fort, welche von
ihrer Lognette Gebrauch gemacht hatte,
„das ist sehr seltsam, John.“

„Es ist die Jahreszeit, Madame“, sagte
John. „Es ist mit den Pferden dann oft
so wie bei diesen.“

„D! In der That?“ erwiderte die
Dame, die durchaus davon nicht über-
zeugt war, aber doch auch keine Erfahrung
bei der Hand hatte, auf die sie sich beru-
fen konnte.

„Werden sie nicht regelmäßig gefüt-
tert?“ fragte sie weiter, denn sie war eine
eigensinnige Person und mußte ganz ge-
nau, wie viel Pennies einen Eirpence
machen.

„Ja, Madame“, antwortete John kurz,
der einen Versuch machte, die Thiere als
störriich erscheinen zu lassen, um die Dame
zu erschrecken, damit sie dieses Gespräch
nicht länger fortsetzte. Aber die Hofse-
gingen durchaus nicht in diesen Gedan-
ken ein, sie standen im Gegenteil stockstill,
ließen selbst einen leichten Peitschenhieb
unbeachtet, während sie unter ihren Au-
genblenden nach der alten Dame sahen,
als wollten sie sagen: „Stelle nur noch
ein paar Fragen an ihn!“ Das that sie.

„Nicht wahr, John, Du machst ihnen
an den Tagen, an denen ich nicht aus-
fahre, regelmäßige Bewegung?“

Und er antwortete schnell: „Ja, Ma-
dame!“ während er seinen Hut berührte.
Die Dame konnte sich das durchaus nicht
erklären, denn sie war gerade in Betreff
ihrer Pferde sehr eigenthümlich. John
brachte die Pferde in den Stall, während
er für sich selbst dachte; doch was er dachte,
darum wollen wir uns nicht kümmern,
wohl aber darum, was seine Herrin
dachte, welcher die Pferde gehörten, denn
das ist hier die Hauptsache. Sie dachte
und handelte, und zwar in der folgenden
Art. Sie ließ einen jungen Freund kom-
men, der sich auf Pferde sehr gut verstand.
Der junge Mann übernahm es, den Stall,
den Stallknecht, den Kutscher und die
Pferde zu überwachen und dann darüber
zu berichten. Sein Bericht lautete: Die
Pferde wurden an den Tagen, an denen
die Dame nicht spazieren gefahren war,
jeden Abend zu einer gewissen Zeit ausge-
ritten und kehrten dann zu einer gewissen
Stunde wieder zurück. Der gescheide
junge Mann folgte ihnen und sah, daß
sie an einen Omnibus gespannt wurden.
Für acht Pence folgte ihnen der junge
Mann, d. h. er setzte sich neben den Kut-
scher des Omnibus und fuhr in einer schö-
nen Mainacht mit nach der City und zu-
rück. In der freundschaftlichen Unterre-
dung mit dem Kutscher, dem er an einem
Haltepunkte ein Glas Brog hatte ein-
schenken lassen, erfuhr er von ihm im Ver-
trauen, daß der Kutscher der alten Dame
von dem Besizer des Omnibus täglich für
die Benutzung dieser Pferde fünf Schil-
linge empfangt.

Freundschaft unter Frauen. Eine
Frau selbst sagt: Freundschaft unter
Frauenzimmer ist so ein Unfuss, wie Liebe
unter Männern! Höchstens nach unserm
fünfzigsten Lebensjahre, da, wenn wir
aus dem großen Ocean der Eigenliebe
und Eitelkeit in den stillen Sund der
gänzlichen Lebens- und Liebesentfagung
hingefegelt sind, dann, ja dann, wenn
beide sogenannte Freundinnen zusammen
ein Jahrhundert theilen, dann kann ein
Gefühl zwischen Beiden eintreten, welches
an Freundschaft grenzt!

Die deutsche Schaubühne.

Das Theater in Deutschland, wie es da-
selbst in allen großen und kleinen Residen-
zen und in den reichen Handelsstädten eris-
tirt, wird von dem Theatergehenden und
gebildeten Theil des Publikums in der
Heimath, nicht blos aus einem Drang
nach gedankenlosem Zeitvertreib oder als
Mittel der Zerstreuung nach der Erfüllung
der täglichen Berufspflichten benutzt und
betrachtet, sondern es bildet anerkannter
und bewusstermaßen die große und ver-
edelnde Schule für die Bildung der Mas-
sen; es wirkt auf Jünglinge und Jung-
frauen, auf Männer und Frauen in der
erhebendsten Weise, indem es ihnen die
großen Schöpfungen unserer Dichterkunst,
die schönsten Ideale der Geschichte und
Dichtkunst in würdiger Form lebendig in
die Seele prägt.

It der Beruf der Bühne in dieser in
Deutschland überwiegend vorherrschenden
Auffassung für den sinnigen Besucher der-
selben schon ein Schöner und Erhabener,
so muß nun derselbe hier zu Lande von
noch ungleich größerer Tragweite, von weit
tiefer greifender Bedeutung erscheinen.

Es liegen abgesehen von der Befriedi-
gung des ästhetischen Bedürfnisses, eine
ganze Reihe von gewichtigen Motiven vor,
welche die Existenz des deutschen Theaters
in Amerika als von der höchsten Wichtig-
keit erscheinen lassen.

Die Deutschen haben hier wie überall,
wo sie sich in der Fremde zusammenfinden,
das große Bedürfnis sich an einander an-
zuschließen, und in jekt geschlossener Pha-
lanx ihre Nationalität zu behaupten.
Wohin wir blicken in dem großen ausge-
dehnten Reiche, sehen wir zahllose Be-
weine der Deutschen: Turnvereine, Ges-
angsvereine, Feselsclubs, militärische Ver-
eine, kurz unzählige deutsche Vereine, und
dies nicht allein in den großen Centren,
sondern hinaus nach allen Himmelsgegen-
den bis in die kleinsten Städte, welche alle
darauf hinauslaufen, deutsche Brüder in
inniger Verehrung zusammen zu halten.
Das größte, stärkste, unaussprechliche und
Widerstandsfähigste Bindemittel einer
Nation aber ist zunächst die gemeinsame
Sprache. So lange diese existirt, kann
unser Nationalität im Auslande nicht
verloren, nicht absorbiert werden. Un-
leugbar ist es aber, daß die deutsche Sprache
nicht allein wenig cultivirt, sondern ge-
radzu auf eine unverantwortliche Weise
vernachlässigt wird. Der Verkehr mit dem
auschließlichen englisch sprechenden Theil
der Bevölkerung hat im täglichen Handel
und Wandel zu einem Sprachgemisch ge-
führt, welches häufig in einen kaum ver-
ständlichen Jargon ausartet; von ernstem
Studium einer oder beider Sprachen kann
bei dem rastlosen Geschäftsdrang unserer
Bevölkerung natürlich nicht die Rede sein,
und die Folge davon ist, daß ein entsef-
licher Gemisch von Deutsch und Englisch
auf die hier gebornen Kinder übergeht,
die sich übrigens schon mehr zur englischen
Sprache hineigen; in der dritten Ge-
neration ist aber in der Regel jede Spur von
Deutsch total ausgelöscht.

Hier also bietet das Theater eine prak-
tische und zugleich erweiternde wirkende
Lehranstalt. Nicht minder in dem reinen
Deutsch das auf der Bühne gesprochen
wird, als in der veredelten Ausdrucks-
weise der Dichtungen findet ein Jeder,
dem deutscher Klang noch lieb und theuer
ist, die beste Schule.

Noch wesentlich aber und unzertrenn-
lich von der bloßen Sprachübung, ist die
Fortsetzung und Erhaltung unserer Be-
kanntheit mit den großen Meisterwerken
unserer Dichterkunst der Vergangenheit
so wie der Gegenwart. Sie sind es, die
dem Deutschen das Bewußtsein seiner
Nationalgröße gegeben haben, sie sind es,
die ihn von der Elbe bis zur Donau, vom
Rhein bis zur Weichsel, trotz aller Son-
derlichkeiten mit gemeinamen Stolz er-
füllen, sie sind es, die vor allen Dingen
ihn in der Fremde mit der schönen Reize
ihrer Dichtungen zu brüderlicher Eintracht
umfingeln. Dieses Band darf nicht
zerfalten werden, wenn wir und unsere
Kinder unseren deutschen Ursprung nicht
vergessen sollen, wenn unsere Nationali-
tät nicht in dem Strudel der babylon-
ischen Völkerwanderung verloren gehen soll.
Die großen Gebilde unserer Dichter aber
in unserer Seele wach zu halten, das ist
die Aufgabe des deutschen Theaters. Ja,
nicht allein wach zu halten, sie taufenden
und aber taufenden, die in der Heimath
aus kleinen Orten hervorgegangen, wo
kein Theater existirte, oder die sich im
Kampfe mit der Existenz dort herumzu-
schlagen hatten, und erst hier zu einem
Wohlfand gelangen, der ihnen erlaubt,
sich eine Erholung zu gönnen, zum ersten
Male vorzuführen.

Aber das ist bei Weitem nicht Alles;
die Bühne kann hier in noch Anderem,
in noch höherem Sinne wirken. Der Jüng-
ling in Deutschland begeistert sich für die
erhabenen Gedanken und Gefühle, die
ihm auf „den Brettern die die Welt be-
deuten“ vorgeführt werden. Aber seine
Welt ist eine beschränkte, sein Wirkungs-
kreis ein enger. Nur Wenigen, nur be-
sonders von der Natur Begabten und vom
Glück Begünstigten, ist es vergönnt eine
Welt zu finden, in der sie heraustreten,
in der sie den größeren Bedürfnissen der
Natur genügen können. In den mei-
sten Fällen können sie die Ergüsse ihres

Ausflusses nur auf das beschränkte Feld
des häuslichen Kreises, der nächsten Pfl-
ichten richten, u. oft gehen die Früchte über-
legener Bildung im Schmutz des Alltags-
lebens zu Grunde.

Hier zu Lande ist das aber ein ganz
Anderes. Unsere demokratische Regie-
rungsform bietet einem Jeden eine unbe-
gränzte Arena, in der er seinem Ehrgeiz
genügen, in der er in kleinem oder größe-
ren Kreise zum Gemeinwohl beitragen,
oder sich je nach seinen Fähigkeiten vor sei-
nen Mitbürgern auszeichnen und sich auf
die höchste Stufe schwingen kann. Ja
der Geringste und Bescheidenste fühlt sich
in der einfachen Ausübung seines Stimm-
rechts, als ein Bruchtheil der großen Re-
gierungsmaschine. It aber Etwas in
ihm, so geht es sicherlich nicht verloren,
sondern bricht sich früher oder später Bahn.
Deshalb bildet das Theater hier, wenn
es seine Aufgabe richtig erkennt, eine po-
litisch veredelnde Erziehungsanstalt, und
der Eindruck der dort empfangenen Bilder
geht ins praktische Leben über.

Und nun noch Eines. Die angeführ-
ten Punkte culminiren in Folgendem:
Die deutsche Einwanderung nimmt von
Jahr zu Jahr zu, während die brutale
und brutalisirende Irlandsche abnimmt,
und mit der Zeit ganz aufhören muß,
da in Irland ist bereits heute stark entvöl-
kert. Die eigentliche amerikanische Be-
völkerung wächst statistischen Ausweisen
zufolge in sehr schwacher Progreffion,
während im Gegentheil die deutsche sich
im entgegengesetzten Verhältnisse ver-
mehrt. Dazu also die unerschöpfliche
deutsche Einwanderung gerechnet, und
es kann nicht ausbleiben, daß in fünf-
undzwanzig Jahren das deutsche Element ganz
enorm an Einfluß gewinnen muß, wenn
es nicht überhaupt bestimmt ist alles Le-
bige zu überfluthen und den ganzen gewalt-
thätigen Continent zu germanisiren.

Diesem wohlthätigen, sinnigen, Einfluß
des deutschen Elementes, der sich voraus-
sichtlich in allen unseren socialen, indu-
striellen und politischen Verhältnissen die
ausgedehnte Geltung verschaffen wird,
zu heben, zu stärken und zu veredeln, ist
die größte und verdienstvollste Aufgabe der
deutschen Schaubühne.

Wie ein Kaiser sich rächt.

Kaiser Paul I. von Rußland, so ernst
und streng auch sonst Selbsherrscher aller
Neußen, liebte doch nach vollbrachtem Ta-
gewerk heitere Geselligkeit. So zog er
an seine Abendtafel wipige Kün-
stler. Unter diesen fehlte nie der pariser
Komiker Fragère, dem es gelungen war,
sich schnell in der Kunst des Kaisers zu be-
festigen.

Einst ergriff an der Tafel des Kaisers
einer der Gäste die Gelegenheit, seinen
kaiserlichen Wirth auf Kosten Peter's des
Großen zu erheben.

Der Kaiser wendete sich zu Fragère und
sprach: „Nicht wahr, lieber Fragère!
das heißt Peter befehlen, um Paul zu be-
zahlen?“

„Ja wohl, Eure!“ antwortete der
Schauspieler, „aber Eure Majestät kön-
nen über solche Versuche ganz ruhig sein,
es wird gewiß Niemandem einfallen, Paul
zu befehlen.“

Die Antwort war beißend, aber der
Kaiser hatte schon oft dergleichen Wipe-
ruthig hingenommen und dazu gelacht.
Aber diesmal verführte sich sein Gesicht.
Bald erhob er sich und man ging aus ein-
ander.

Fragère ganz ganz betroffen nach Hause
gekommen. Dem Wismacher von Pro-
fession war ein mißlungener Wip eine ver-
lorene Schlacht.

Es war gerade mitten im Winter und
noch früher Morgen, als ein heftiges Po-
den an der Thüre ihn erweckte.
Er steht auf, öffnet und—wer malt sein
Entsetzen?—hereintritt ein Offizier mit
fünf Leibgarbitten in voller Rüstung und
überreicht ihm eine vom Kaiser unterfer-
tigte Ordre, die ihn nach Sibirien ver-
bannt.

Fragère warf sich trostlos zur Erde, zer-
raute sein Haar und schrie: „Welches
Verbrechen habe ich begangen, das eine so
grausame Strafe verdient? Kann ich den
Kaiser nicht sehen, ihm zu Füßen fallen,
seine Verzeihung erbitten? Nur einen
Tag, eine Stunde Aufschub!“

Vergebliches Bitten!—die Ordre war
auf das Bestimmteste abgefaßt, und Kai-
ser Paul verstand es, über pünktliche Er-
füllung seiner Befehle zu wachen.
Alles, was Fragère vom Offizier, der zu
seinen Freunden gehörte, erlangen konnte,
war einige Minuten Aufschub, um etwas
Wäsche und Kleiderstücke einzupacken.
Dann mußte er in den Wagen, den eine
starke Kavallerieskorte umringte. Zwei
Soldaten, den entblößten Säbel in der
Rechten, die Pistolen im Gürtel, setzten
sich zu ihm; die Thüre ward geschlossen
und fort ging's im Galopp.

Dichte Finsterniß umgab den armen
Fragère. Seine Begleiter blieben taub
auf alle Fragen und so ging's fort und
immer fort, bis die Thüre des Wagens sich
öffnete.

Es war heller Tag, aber nicht lange
sollte er sich des Lichtes erfreuen; mit ver-
bundenen Augen ward er in eine elende
Hütte geführt. Die Wände hiel und er
stand in einem finsternen Zimmer, nur
spärlich von einer Kerze erleuchtet; man
gab ihm zu essen, in hölzerner Schüssel—

rohe, schlechte Speisen—ihm, der vor we-
nigen Tagen noch in Uppigkeit geschwelgt,
an fürstlichen Tafeln gegessen hatte und
vom Kaiser mit Günstbezeugungen über-
häuft war. Und jekt war er in Ungnade,
verbannt, in einer elenden Hütte, auf eine
Mahlzeit angewiesen, den Tags zuvor sei-
nem Bedienten zu schlecht gewesen wäre;
um ihn herum nur finstere, drohende Ge-
sichter, kein tröstendes Wort, eine hoff-
nungslose Reife vor Augen—Fragère
fühlte sich jerschnitten.

„Fragère, wir müssen scheiden“, sagte
der Offizier; „was kann ich für Euch
thun? Ich wage viel. Mar verlegt nicht
ungefähr das Kaisers Befehle—zu wem
soll ich in Petersburg gehen, um Euch zu
helfen?“

„Rebet mit dem Kaiser“, stotterte der
Unglückliche.

„Unmöglich, verlangt, was Ihr wollt,
nur das nicht; kann ich Euch vielleicht
Euer Geld, Euer Kostbarkeiten in sichere
Verwahrung nehmen, bis Ihr zurück-
kommt?“

„Allo ist doch Hoffnung auf Rückkehr?
Bin ich nicht auf immer verbannt?“

„Warum nicht gar! Nur auf drei
Jahre, diese sind bald vorüber.“

„Drei Jahre!“ schrie der unglückliche
Schauspieler, „drei Jahre in Sibirien!“
Eine neue Gelforte unterbrach sein Weh-
klagen. Mit verbundenen Augen ging's
im verschlossenen Wagen weiter. Endlich
wurde wieder gehalten—dieselben Norma-
litäten: schlechte Hütte, elendes Mahl,
Alles düfter und schweigend.

So geht's drei Tage und Nächte lang
ununterbrochen war. Dann hält plötz-
lich der Wagen. Man hebt den Halb-
tobten heraus und setzt ihn auf eine Bank
nieder. Die Wände will dießmal nicht
fallen. Er hört in der Nähe Tritte, zi-
scheln und—entsprechend—Gewehre laden.
Der Kopf wird ihm ausgezogen und er
selbst an den Händen gebunden.

„Schlagt an—Feuer!“

Die Musketen frachen und lautlos sinkt
Fragère zu Boden. Der Schreien hat
ihm die Befinnung geraubt. Endlich
kommt er wieder zu sich. Er wird aufge-
hoben und auf einen Stuhl gesetzt; man
läßt ihm die gebundenen Augen. Die
Wände fällt von seinen Augen—und er
sitzt in demselben Gemache, an derselben
Tafel, an demselben Platz, wo sein ver-
hängnißvoller Wip ihm entfuhr, von den-
selben Gästen umgeben, der Kaiser in ih-
rer Mitte.

Ein lustiges Gelächter begrüßte ihn.
Fragère fiel wieder in Ohnmacht. Lange
konnte er sich von den Doheschreden nicht
erholen.

Eine Woche später sahen der Kaiser und
der Schauspieler wieder beisammen am
wohlbedeckten Tische, als sich in ihrer Nähe
die Katastrophe vorbereitete, welche Paul's
Leben ein schnelles und gewaltsames Ende
machte.

Fragère beehrte sich, Rußland zu ver-
lassen und fühlte sich erst dann sicher, als
er die Gräze überschritten hatte.

Für Brod. Folgende Anekdote lieft
man in englischen Journalen: Planché,
ein schreibseliger dramatischer Schriftstel-
ler, sagte jüngst in einem Londoner Club:
„Was mich betrifft, ich schäme mich nicht
es zu gestehen, ich schreibe für Brod!“
„Für Brod?“ erwiderte ein anwesender
Satiriker, „nach der Menge Ihrer Schrif-
ten, die ich beim Käseleger sah, glaubte
ich, Sie schreiben auch für Butter!“

Ein Gegner des Tabakrauchens und
des Gebrauchs des Tabaks richtete eine
Anrede an eine Zahl Matrosen, worin
er sie warnte, Tabak zu kauen oder zu rau-
chen, und erklärte, jede Art von Pfeife sei
schlecht, wie mäßig man sich auch in der
Benutzung derselben zeigen möge.
„Ach, was“, entgegnete ein alter Ma-
trose, „ich kenne eine Pfeife, die noch nie
Jemandem geschadet hat.“

„Welche Pfeife ist das?“ fragte der
Redner neugierig.

„Eine Hornpfeife“, rief der alte See-
mann und ein anhaltendes, lautes Ge-
lächter machte es dem Redner unmöglich,
seine Ansprache fortzusetzen.

In dem Felzuge von 1809 kamen
vier französische Radfahrer auf einen ein-
samen Mairhof, und quartirten sich da
ein. In gebrochenem Deutsch machten
sie allerlei Forderungen an die erschrö-
kenen Bewohner desselben, und begehrten
brohend: „Gut Essen, gut Wein, gut
Bett, sonst caput!“

„Weiß“, sprach der Bauer, „das sind
schlimme Gäste; die wollen nicht nur gut
Essen, Trinken und schlafen, sondern auch
noch Jeder Caput! Schau zu, daß Du
was zum Nachtmahl auftreibst, ich reit
aber in's Dorf und frag den Schneider,
ob er keine Caputröde hat!“

Der Bauer, dem der Schneider vier
Caputröde bis morgen früh zu liefern ver-
sprach, kam nun fröhlich heimgeritten, und
da er seine ungeladenen Gäste gerade bei
den Schüsseln antraf, so wollte er sie bei
der guten Stimmung erhalten und sagte:
„Nu, meine Herren, heute zu essen, trin-
ken und schlafen, und morgen!—alle vier
caput, alle vier caput!“ Kaum war das
fatale Wort ausgesprochen, als die vier
Franzosen Reißaus nahmen, u. der Bauer
konnte gar nicht begreifen, wie seine an-
genehme Volksthat einen so conträren Ef-
fect hervorgebracht.

